This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
1969

Ebner von Eschenbach, Marie, F

Marie von Ebner-Eschenbach.

Das Schädliche.

Die Todtenwacht.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1894.

MEH

PT 1853
A6
1894

Alle Rechte, vornehmlich das der Ueberſetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Das Schädliche.

Erzählung.

Lieber Freund!

Wir haben eine Zeitlang im öffentlichen Leben Seite an Seite gekämpft. Du wirſt mit den Waffen in der Hand ſterben; ich habe mich vom Schlachtfeld abgewandt. Es war Dir unlieb, aber Du ließeſt die Gründe, die mich dazu beſtimmten, gelten und gabſt mir recht. Thue das noch einmal, gib mir noch einmal recht. In einer ganz andern Sache.

Unlängſt hörte ich eine berühmte Schauſpielerin zu einem großen Arzte ſagen:

„Sie müſſen auch manchmal Komödie ſpielen.“ Er antwortete: „Ja, aber wir ſpielen ſchlecht.“ — Recht ſchlecht, nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe. Schon vor Wochen, als ich nach Wien fuhr, um meinen Arzt zu konſultiren, las ich es ihm vom Geſicht ab: Dir iſt nicht zu helfen. Und neulich, da ich ihn wieder aufſuchte und ein ſchmerzſtillendes Mittel von ihm verlangte, verrieth mir ſeine Bereitwilligkeit, mich in die Kunſt, ein Morphiniſt zu werden, einzuweihen, daß er die Gefahr einer zukünftigen Entwöhnungskur für ausgeſchloſſen hielt.

Finita la commedia. — Eine Komödie war's übrigens nicht.

Wir haben von meinen Verhältniſſen nie geſprochen, Du weißt von meinem Privat-

leben nicht mehr als alle Welt, das heißt: was geſchah; nicht, wie es geſchah. Ich will Dir meine Geſchichte erzählen, ich will eine Generalbeichte ablegen.

Deiner Gerechtigkeit ſicher, ſehne ich mich nach Deiner Losſprechung.

Ich bin im Jahre 1829 geboren auf unſrem Schloſſe Niedernbach.

Ich habe von meinem Vater eine eiſerne Geſundheit und eine eiſerne Willenskraft geerbt. Meiner Mutter verdanke ich den Abſcheu vor allem Unreinen, der mich ſchon im Obergymnaſium dem Spotte fünfzehnjähriger Jungen preisgab.

Sie lachten über mich und nannten mich einen heiligen Antonius, ich verachtete ſie und nannte ſie angefaultes Grünzeug.

Ich war nicht dumm, aber ich lernte ſchwer. Gott weiß, welche Mühe es mich

gekoſtet hat, immer der Erſte in der Klaſſe zu ſein.

Während der acht erſten Studienjahre (mein Vater hatte mich für die ſtaatsmänniſche Laufbahn beſtimmt) wohnte ich in der Hauptſtadt unſrer Provinz bei einem Gymnaſialprofeſſor.

Er war ein guter und geſcheiter Mann, ließ ſich aber ganz beherrſchen von ſeiner hübſchen, um viele Jahre jüngern Frau. Albern und mißgünſtig, machte ſie ihm und auch mir das Leben ſchwer.

Die Weihnachts-, die Oſter- und die Ferienzeit brachte ich in Niedernbach zu, wünſchte die Stunde der Heimkehr jedes Mal mit einer Sehnſucht herbei, die mir Tage lang und Nächte lang vorher den Appetit und den Schlaf raubte, und konnte

doch nirgends so unglücklich sein wie zu Hause.

Meine Eltern führten eine traurige Ehe. Die Liebe hatte einmal wieder zwei Leute zusammengeführt, die nicht für einander paßten. Das Lebenselement meiner Mutter war der Friede. Sie strömte ihn förmlich aus. Sie hatte sich ihn errungen nach schweren Leiden, durch die Kraft einer wahrhaft erhabenen Entsagung. Mein Vater besaß eine Kämpfernatur, und während meine Mutter früh alterte, blieb er jugendlich in seiner schönen Erscheinung, seinen Leidenschaften und Neigungen bis an sein Ende. Er starb lange vor dem Eintritt ins Greisenalter. Die Krankheit, die ihn in wenigen Tagen hinwegraffte, trat plötzlich und mit furchtbarer Heftigkeit auf. Sterbend

rang er noch wie ein Held mit dem Tode und begriff erſt wenige Augenblicke vor dem letzten, daß auch er ſeinen Meiſter gefunden hatte.

Da richteten ſeine Augen ſich auf meine Mutter. Wir alle, die ſein Bett umſtanden, ſchauderten. In dieſem Blick lag ein Ausdruck von unausſprechlicher Reue und Todesangſt, ein verzweiflungsvolles Flehen, wie das eines Verdammten zum Urquell des Heils.

Meine Mutter beugte ſich über ihn und küßte ſeinen qualverzerrten Mund und ſchloß ſeine armen Augen mit ihren Lippen.

Nicht ſo ſterben! ich will nicht ſo ſterben! loderte es in mir empor.

Der Eindruck, den ich in dieſer Stunde empfing, hat ſich nie verwiſcht. Ich werde

nicht ſterben wie mein Vater, ich werde ruhig hinübergehen, trotz des furchtbaren Ereigniſſes in meinem Leben, und obſchon ich eigentlich ein Mörder bin.

Ich war ſechsundzwanzig Jahre alt, als mein Vater ſtarb, und hatte mir eben auf der Univerſität in Wien den Doktorhut errungen. Mühſam, mit Anſpannung aller meiner Kräfte.

Zunächſt verſtand es ſich von ſelbſt, daß ich das Trauerjahr bei meiner Mutter in Niedernbach zuzubringen habe, und nachdem es verfloſſen war, dachte ich nicht mehr daran, unſern gemeinſamen Aufenthaltsort zu verlaſſen.

Die Thätigkeit des Landwirths, die paßte mir. Freilich hieß es beim Abc an-

fangen, und das geſchah unter der Leitung meines alten Verwalters, eines ungelehrten, aber tüchtigen Oekonomen. Niedernbach war für ihn die Welt, und zwar die denkbar beſte, und das Intereſſe des Herrn dieſer Welt das höchſte Intereſſe überhaupt.

Die glücklichſte Zeit meines Lebens begann. Bis jetzt war Lernen für mich eine Plage, jetzt erfuhr ich, daß es ein Genuß ſein kann. Ich habe mir ihn gegönnt und wurde mit der Zeit ein Landwirth, zu dem die Leute in die Schule gehen konnten und auch fleißig gegangen ſind.

So günſtige Verhältniſſe wie die, die damals in Niedernbach herrſchten, treffen ſich freilich ſelten.

Eine aus arbeitſamen und in der Mehrzahl braven und friedfertigen Leuten be-

ſteherde Bevölkerung. Der Pfarrer ein Mann nach dem Geiſte des Evangeliums; der Lehrer, zu ſeinem Amte innerlichſt berufen, betrachtete die Kinder nicht nur als Schüler, ſondern auch als Zöglinge. Zum Bürgermeiſter wurde ich gewählt, und ich habe weder mir noch den Gemeinderäthen das Amt bequem gemacht. Aber Ordnung hielten wir, die ehrlichen Leute waren oben auf, und die Lumpe mußten kuſchen.

Das alles iſt heute anders geworden.

Abgeſehen von meiner amtlichen Thätigkeit führte ich tagsüber dasſelbe Leben wie mein Verwalter. Wenn es dunkel wurde, legte er ſich zu Bette, ließ drei lange Pfeifen, drei Gläſer Bier, den Unterbeamten und den Oberknecht kommen und nahm ihnen den Rapport ab.

Ich wechſelte die Kleider und ging meine Mutter begrüßen.

Nach dem Abendeſſen, das wir im Bibliothekzimmer einnahmen, begaben wir uns in die Geſellſchaft irgend eines großen Menſchen. Um ſeinen gebannten Geiſt zu beſchwören, brauchte man nur eines ſeiner Werke aufzuſchlagen. Sogleich offenbarte er ſich, ließ uns in ſein Herz blicken, enthüllte uns ſeine tiefſten Gedanken.

Schöne, allzu raſch entſchwundene Abende, die wir ſo zubrachten, zu dreien. Die Tage wieder kürzte mir viel zu knapp die gewaltige Zeitvertreiberin Arbeit. Und wenn einem die Tage zu ſchnell vergehen, wie erſt die Jahre!

Ihrer fünf des ungetrübten Glückes rannen dahin, dann begann meine Mutter

zu kränkeln. „Der Anfang vom Ende, das aber noch länger auf sich warten lassen kann, als der Leidenden zu wünschen ist," sagten die Aerzte. Ich verfluchte ihre Weisheit, und in Zeiten, in denen das Uebel stillstand, hoffte ich immer wieder gegen alle Wahrscheinlichkeit und alle Vernunft auf Heilung.

Während einer solchen Ruhepause meiner Sorgen legte ich den Grund zum Unglück meines Lebens. Ich verliebte und verlobte mich.

In unsrer Nachbarschaft hatte sich ein Herr von C., ein ehemaliger Großindustrieller, mit seiner Familie angesiedelt. Er war ein Mann von Geist, Talent und strengster Redlichkeit. Ein geborener Oesterreicher, der aber viele Jahre in England

zugebracht, dort ein anſehnliches Vermögen erworben und eine Familie gegründet hatte. Mit ſeiner ſtattlichen, einem alten ſchottiſchen Adelsgeſchlechte entſtammten Frau führte er die beſte Ehe. Er war ſtolz auf ſeine Lady, und ſie liebte ihren munteren, immer gut gelaunten „Sir James“ noch viel heißer, als ſie ſelbſt paſſend fand für ihre zweiundvierzig Jahre. Sie hatten drei Töchter, drei Schönheiten. Die älteſte und die jüngſte waren blond wie die Mutter, die mittlere ſah dem Vater ähnlich. Was man ſo ähnlich ſehen nennt. Auch ſie hatte braune Haare und einen olivenfarbigen Teint und große, tiefblaue Augen. Aber — ihn könnte ich deutlich beſchreiben, ſie zu beſchreiben, wäre ſogar einem Dichter unmöglich geweſen. Sie war das verkörperte

Geheimniß, ein wunderbares, lockendes Räthsel. Ich habe nie wieder Augen gesehen, die so inbrünstig beschwören, so demüthig flehen und so schrecklich drohen konnten, nie eine Stimme gehört von so bestrickendem Wohllaut, solchem Reichthum an Tönen für jeden Ausdruck der Zärtlichkeit und so herbem Klang für den Haß.

Das heißt — doch! Einmal lebte das alles wieder vor mir auf mit grauenhafter Treue.

Ich habe Edith geliebt, vom ersten Augenblick an. Ihre Schönheit blendete, ihre Anmuth bezauberte mich. Sie war die schönste unter den Schwestern, die begabteste und doch — das zurückgesetzte Kind. In

jeder Kleinigkeit, in jedem Blick, den ihre Eltern auf ſie richteten, dem Ton, in dem ſie zu ihr ſprachen, ſie anſahen, verrieth ſich's: An der hatten ſie keine Freude.

Und ſie ſchien ein trotziges Gefallen an dem Unterſchied zu finden, der zwiſchen ihr und ihren Schweſtern gemacht wurde. Sie klagte nie darüber, verſäumte aber auch nie eine Gelegenheit, ihr Aſchenbrödelthum recht ins Licht zu ſetzen. Das vor allem hätte mich warnen ſollen, aber — ich war ja verliebt, mehr als verliebt; ich dreißigjähriger Mann liebte zum erſten Mal und ſo blind und heiß wie ein Jüngling. Selbſtverſtändlich wurde meine Mutter meine Vertraute. Sie hatte einen harten Kampf mit ſich ſelbſt zu beſtehen gehabt, bevor ſie ſich entſchloß, Edith zu ſehen.

„Die Tochter eines Großindustriellen und viel zu reich für Dich," sagte sie. „Gibt's denn kein armes, schönes Prinzeßchen auf irgend einem verwunschenen Schlosse mehr?"

Ihre Standesvorurtheile und ihr Stolz schwiegen erst, als sie den Ernst und die Tiefe meiner Leidenschaft erkannte.

Frau von C. hielt gute Nachbarschaft. Sie besuchte meine Mutter, die damals schon den Umkreis des Hauses nicht mehr überschritt, sehr oft und war immer willkommen. Von ihren Töchtern hatte sie sich trotz wiederholter Aufforderungen noch nie begleiten lassen, und das wurde sehr recht und sehr feinfühlig gefunden von meiner Mutter. Ich mußte lange warten und lange bitten, bis endlich eine so dringende

Einladung von ihr an alle Damen C. erging, daß sie nicht mehr ignorirt werden konnte.

Den Brief, der sie enthielt, überbrachte ich selbst. Am 12. Juli 1853 war's. Das Datum bleibt mir unvergeßlich.

Die Familie, regelmäßig bis zur Pedanterie in ihrer Lebensweise, brachte zur Sommerszeit die Vormittage im Malateliér zu, das sich C. in einem Saale des Halbstocks eingerichtet hatte. Ein schöner, mit großem Luxus decorirter Raum.

Seiner Begabung nach war C. ein Kaufmann im großen Stil, seiner Neigung nach ein Kleinmaler von peinlichem Bienenfleiß und, wie er offenherzig eingestand, voll Ehrgeiz. Die Bilder, die er auf die Ausstellungen schickte, wurden fast immer an-

genommen und ſogar verkauft. Darüber konnte er ſich freuen wie ein Kind, und die paar hundert Mark, mit denen er für Monate lange Arbeit bezahlt wurde, und die er ſogleich verſchenkte, machten ihn glücklich.

Seine Töchter malten auch. Die blonden — habe ich ſchon geſagt, daß ſie Maud und Ethel hießen? — mit vielem Eifer und wenig Talent, Edith mit großem Talent und ohne Eifer. Sie brachte es nie über einen mehr oder minder flüchtigen Entwurf hinaus. Aber ein ſolcher Entwurf, an den ſie einige Stunden gewendet hatte, war mehr werth, als die beſten Bilder ihres Vaters zuſammengenommen. Nicht etwa nach meiner parteiiſchen Meinung, ſondern nach der der Künſtler, die Herr von C. als

gefeierte Gäste in sein Haus zog. Er selbst und seine Frau waren in dem Punkt mit Blindheit geschlagen.

„Sehen Sie doch unsre Maud, unsre Ethel, dieser Ernst! Sie haben das Genie des Fleißes. Edith spielt nur.“ — Es hieß überhaupt nur: Unsre Maud, unsre kleine Ethel und — Edith kurzweg. Das besitzanzeigende Fürwort blieb weg, wenn sie von ihr sprachen. Ich aber dachte im stillen: Je weniger die Eure, um so mehr die Meine.

An jenem Vormittag, an dem ich als Bote meiner Mutter zu den Nachbarn hinüberritt, fand ich Edith allein im Atelier. Ihre Eltern und ihre Schwestern waren in das „Kostümzimmer“ gegangen, dem Auspacken einer längst sehnlich erwarteten

Sendung alter Trachten vorzuſtehen. Edith machte ſich ein wenig luſtig über die „Anregungen" zu neuen Kunſtwerken, die aus dieſem Moder ſteigen würden, und ich ſegnete im Stillen ſeine Ankunft, der ich das erſte Alleinſein mit der Vielgeliebten verdankte.

Sie ſaß am großen Atelierfenſter im vollen Tageslicht und war ſchön.

Ihr Anzug, ein hellgraues Kleid aus leichtem, weichem Stoff, mit einem einfachen Gürtel um den Leib, erinnerte an die Tunica der römiſchen Frauen. Sie hatte ihren rechten Fuß auf einen Schemel geſtützt. Auf ihrem erhobenen Knie lag ein Zeichenbuch, in dem ſie herumkritzelte in gewohnter nachläſſiger Art. Bei meinem Eintreten war ſie flammend roth geworden,

hatte ſich aber in ihrer Beſchäftigung nicht unterbrechen laſſen.

„Darf man fragen, was da gezeichnet wird?“ ſagte ich.

Edith überlegte eine kleine Weile und — reichte mir das Buch.

Ich mußte laut lachen. Sie hatte eine Carricatur von mir gemacht, eine geniale. Zum Aufſchreien ähnlich meine große Naſe, mein großer Mund, mein dicker Schnurrbart. Bei längerem Betrachten dieſes durchaus nicht geſchmeichelten Ebenbildes fiel mir aber der widerwärtige Ausdruck auf, den ſie mir gegeben hatte, und ich fragte: „Komm' ich Ihnen wirklich ſo boshaft vor, wie Sie mich da verewigt haben?“

Sie antwortete ausweichend: „Daß Sie

ſehr bös werden könnten, das, ja, das glaub' ich."

„Alſo doch nicht boshaft, nur bös, und bin's noch nicht, ſollt's erſt werden."

„Es bleibt nicht aus, alle Menſchen ſind bös, wenigſtens gegen mich," ſagte ſie in dem unbefangenen und kühlen Ton, in dem man eine im Grund gleichgültige Thatſache beſtätigt.

Ich fand das kindiſch, und ſie fragte:

„Warum denn kindiſch? Wenn ich Ihnen ſage, es iſt nie Jemand durch lange Zeit gut gegen mich geweſen, können Sie mir das Gegentheil beweiſen?"

„Gewiß nicht, mir iſt auch das Unbegreifliche wahr, ſobald Sie es behaupten," erwiderte ich.

Und ſie — ja, ſo ausführlich, wie ich

da angefangen habe, kann ich nicht fortfahren. Wenn ich mich noch so sehr bemühen würde, mir jede Einzelheit unsres Gesprächs zurückzurufen, es wäre vergeblich. Todt, todt. Auch Erinnerungen sterben, gottlob!

Nur einige Worte der — am Ende meines Lebens stehend, sage ich: — armen Edith und die Art, in der sie geäußert wurden, und die mich bezauberte, sind mir unvergeßlich geblieben.

Sie war nie geliebt worden, sie stand allein mitten unter den Ihren, und es konnte nicht anders sein, ihr „unglücklicher Charakter" verschloß ihr die Herzen auch der „besten und liebreichsten Menschen". Ich natürlich wünschte zu wissen, wie der „unglückliche Charakter" sich bethätige. Da

erhob ſie den Kopf und richtete ihre Augen auf mich. Um ihren roſigen Kindermund ſpielte ein um Verzeihung bittendes Lächeln.

„Nun,“ ſagte ſie, „durch Verleumdung zum Beiſpiel, durch eine mit dem Bleiſtift verübte Verleumdung.“

Ich hatte Mühe, nicht aufzuſpringen, nicht ihre Hände zu faſſen, nicht zu ſprechen: „Böſes Kind, werden Sie meine liebe Frau. Ich nehm's auf mit Ihrem unglücklichen Charakter.“

Aber ich beherrſchte mich, ſetzte das Verhör fort und kam zur Ueberzeugung, daß ich ein Opfer der Familie vor mir habe, eines der vielen jungen Weſen, deren Seelenregiſter, nach einem andern Grundton geſtimmt, als der ihrer Umgebung, die ver-

körperte Diſſonanz bilden im Kreis der Angehörigen.

Eine Frage ſtellte ich noch, es ſollte die letzte ſein: „Sie ſind alſo nicht geliebt worden; haben Sie auch nie geliebt?“

Ohne Zögern, mit immer gleicher Einfachheit antwortete ſie: Doch, ſie hätte ſich's wenigſtens eingebildet. Sie war damals ſiebzehn Jahre alt, er vierundzwanzig. Sie wußte heute noch nicht, was ihr mehr gefallen hatte an ihm, das Böſe oder das Gute: ſein Leichtſinn, ſeine Verſchwendungsſucht, ſein tollkühnes Spielen mit der Gefahr. Sie hatten einander nur in Geſellſchaft getroffen und dennoch — wie leicht verſtändigen ſich zwei junge Narren! — Schwüre ewiger Liebe getauſcht. Er nannte ſie Julia, und ſie nannte ihn Romeo — ihre

Eltern nannten ihn einen Abenteurer. Mit ihrer Einwilligung hätte ſie ſeine Frau nicht werden können, ſo forderte er ihr das Verſprechen ab, mit ihm zu entfliehen. Sie gab es; ſie gab ihm auch den einzigen Schmuckgegenſtand, den ſie beſaß, einen kleinen Ring, einen ſchmalen Reifen mit einem Rubin.

Kurz vor dem zur Entführung beſtimmten Tag beging Romeo eine Unbeſonnenheit, das heißt etwas, das dafür gelten ſollte. Er ſchrieb einen Brief an Julia, den ſie nie geleſen hat, der in die Hände der Mutter kam. Selbſtverſtändlich bei den klöſterlichen Einrichtungen im C.ſchen Hauſe.

Eine Zeit hindurch wurde Edith mit beſonderer Kälte behandelt und erfuhr erſt nach langem Ringen und Bangen in den

Qualen der Ungewißheit, daß ihre Eltern den unvorsichtigen Briefschreiber zu einer Besprechung eingeladen und ihn bewogen hatten, vom Schauplatz zurückzutreten, sehr weit, bis nach Canada. Der Ring war dageblieben und ein kostbares Ding geworden. Nur um hohen Preis hatte der Liebende sich von ihm getrennt. Die Summe, die Romeo dafür forderte, betrug ungefähr so viel wie seine Schulden.

Eine klägliche Liebesgeschichte, die einen entsetzlichen Eindruck auf ein siebzehnjähriges Herz gemacht haben mußte.

So schwer hat das Leben schon an dir gesündigt, du armes Kind. Das Herz wollte mir übergehen, das entscheidende Wort drängte sich auf meine Lippen.

Edith machte eine flehend abwehrende

Gebärde, faltete die Hände auf ihrem Schoß und lehnte den Kopf zurück. Ein seltsamer Blick aus ihren halb geschlossenen Augen, hülflos, trostlos, streifte mich.

Im Nebenzimmer wurden Schritte und Stimmen laut.

„Die Eltern kommen. Wollen Sie ihnen eine große Freude machen?“ sprach Edith. „Werben Sie um Maud.“

Ich machte ihnen diese Freude nicht, ich übergab Frau von C. den Brief meiner Mutter, und die Antwort darauf lautete: „Ich werde die Ehre haben, morgen, Mittags um zwölf Uhr, der Frau Gräfin meine Töchter vorzustellen.“

Am nächsten Morgen ging ich wie gewöhnlich an mein Tagwerk. Ich hatte auf einem ziemlich entlegenen Hofe zu thun. Anfangs war ich ruhig und voll Zuversicht. Als die Stunde herankam, in der Edith die Schwelle meines Hauses überschreiten und zum ersten Mal vor meine Mutter treten sollte, wurde ich von einer unbeschreiblichen Unruhe erfaßt. Es klopfte und hämmerte in allen meinen Adern, ich sprach und wußte nicht, was, und gab einen verkehrten Befehl nach dem andern. Die Leute sahen mich ängstlich und verwundert an. Ich hielt's nicht mehr aus, ich ließ mein Pferd vorführen und jagte heim.

Eine furchtbare Hitze herrschte an dem Tag, die Sonne brannte herunter, als ob sie Alles in Flammen setzen wollte.

Schweißbedeckt, wie ich war, geſtiefelt und geſpornt trat ich ins Zimmer meiner Mutter. Sie lag auf ihrem Ruhebett, leichenblaß und erſchöpft, ein Bild des Leidens. So hatte ich ſie nie geſehen, ſo mußte ich ſie überraſchen. Vor mir überwand ſie ſich, ihr edles, geliebtes Geſicht zeigte ſich mir nie anders als beſeelt vom Ausdruck ſanfter Heiterkeit. In dieſem Augenblick aber waren ihre Schmerzen ſtärker geweſen als ſie.

Als ſie mich erblickte, machte ſie einen verunglückten Verſuch, ſich aufzurichten, fiel in ihre Kiſſen zurück und ſtreckte mir ſtumm die Hand entgegen.

„Der Beſuch hat Dich ermüdet," ſagte ich. „Sind ſie zu lange geblieben?"

„Ganz kurz."

„Nun, Mutter, wie findeſt Du Fräulein Edith?“

Sie ſah mich beſtürzt an, als hätte ſie ein böſes Gewiſſen.

„Mutter, wie findeſt Du ſie?“

„Unheimlich. Lieber Franz, nur die nicht!“

Das war der erſte Eindruck.

Meine Mutter würde aber nicht die hochherzige und gerechte Frau geweſen ſein, die ſie war, wenn ſie ſich ſeiner Macht unterworfen hätte. Sie hat ehrlich getrachtet, ihrer Herr zu werden, und oft wiederholt, daß es ihr unmöglich wäre, den Grund des Widerſtrebens zu nennen, das ihr Edith bei der erſten Begegnung eingeflößt hatte. Später ſcherzte ſie ſelbſt darüber: „Wer weiß, vielleicht war's Eiferſucht auf meinen Einzigen,

vielleicht auch regte ſich beim Anblick ſeiner Erkorenen die berüchtigte Schwiegermutter in mir.“

Edith verſtand allmählich ihre ganze Liebe zu gewinnen. Um ſo ſicherer, als ſie ſich weniger darum bewarb, immer den letzten Platz einnahm, immer zurücktrat hinter ihren Schweſtern. Sie that das unauffällig, ſcheinbar abſichtslos, als ob es das Natürliche wäre und nicht anders ſein könnte. Ich hatte noch kein Liebeswort mit ihr getauſcht, ſie nicht wieder allein geſprochen ſeit unſrem Zuſammentreffen im Atelier und war doch im Stillen ihrer Zuneigung gewiß.

Nicht ängſtlich, ſelig war mir zu Muthe, als ich eines ſchönen Tages um ſie werben ging bei ihren Eltern. Ich wurde ins

Schreibzimmer C.s geführt und fand dort das Ehepaar. Sie hielt eine Arbeit, er ein Buch in der Hand, aus dem er ihr vorlas. Vorleſen war auch eine ſeiner Liebhabereien, und eine der ihren war Zuhören.

Die beiden Leute boten ein friedliches Bild, und ich meinte einen Blick in die Zukunft zu thun, und dachte mir: Ein Menſchenalter, und wir ſitzen ebenſo ſtill vergnügt und glücklich bei einander, Edith und ich.

Bevor ich ein Wort ſagte, wußten ſie natürlich ſchon, was mich zu ihnen führte.

Frau von C. ſenkte den Kopf. Ihr Profil war mir zugewandt; ich ſah, daß ihr feiner Naſenflügel bebte, und daß ſich über ihre Wange ein heller Streifen zog. Blonde, hochgefärbte Menſchen erbleichen ſo.

C. hielt ſich gerade wie gewöhnlich und hatte die Arme auf die Seitenlehnen ſeines Seſſels geſtützt. Die Finger ſeiner herabhängenden Hände, die ſich aus ſeinem ſchneeweißen Anzug braun wie die eines Indiers herausſtreckten, zuckten, auf ſeinem treuherzigen, glatt raſirten Geſichte dunkelte ein Schatten von Verlegenheit.

Als ich ausgeredet hatte, was bald der Fall war, trat tiefes, unangenehmes Schweigen ein.

Dann ſagte C.: „Sie ſind uns ein ſehr willkommener Schwiegerſohn.“

„Sehr willkommen,“ beſtätigte ſeine Frau, und ihre noch ſchlanke und impoſante Geſtalt emporrichtend, ſetzte ſie hinzu: „Was Edith betrifft, ihres Jaworts können Sie gewiß ſein.“ Das beſtätigte wieder er, und

das ging so fort. Sie sprachen abwechselnd, und was sie sagten, entsprang einer und derselben Ueberzeugung. Sie hatten zusammen nur eine Seele, einen Verstand, ein Urtheil. Solche Eltern sind schlechte Erzieher; statt der vier Augen, die sie brauchen, haben sie nur zwei.

Als die Ehrenmenschen, die sie waren, theilten sie mir das große Ereigniß im Leben Ediths, die geplante Flucht, mit, und daß sie sich darüber nie würden trösten können. Sie legten das beschämendste Geständniß ab, das Eltern thun können: „Wir haben nicht gewußt, das Vertrauen dieser Tochter zu gewinnen. (Traurig für euch, dachte ich, mir ward es geschenkt.) Sie ist eben anders als ihre Schwestern, die durch einen Wink zu leiten waren. Bei ihr hieß es biegen

oder brechen. Das Kind verſchloſſen und eigenwillig, wir ſtreng bis zur Härte ihr gegenüber, weil wir das als unſere Pflicht anſahen. So hat ſich allmählich eine Eiswand zwiſchen uns aufgerichtet. Edith liebt uns nicht, aber wir glauben, nein, wir ſind überzeugt und danken Gott dafür, ſie liebt Sie, ihr ſelbſt unbewußt verräth ſie's, und einmal iſt es uns gegönnt, ihr ins Herz zu blicken. Das erſte Wunder, das die Liebe an ihr thut. Wer weiß, vielleicht nicht das letzte, vielleicht gewinnen wir an Edith eine Tochter, indem wir ſie Ihnen zur Frau geben."

Sie wurde gerufen. Ein Blick auf ihre Eltern, auf mich, und ſie blieb neben der Thür ſtehen, ſie ſuchte mit beiden Händen eine Stütze an der Wand.

Ich war mir während der Unterredung mit Herrn und Frau von C. wie eingefroren vorgekommen. Als ich Edith so bewegt daſtehen ſah, übermannte mich mein Gefühl. Ich ging auf ſie zu, ich wollte reden, ich konnte nicht; ich öffnete die Arme, und ſie ſtürzte hinein.

Sie ſprach zuerſt: „Iſt's wahr? Iſt's möglich, mich? nicht Maud, nicht Ethel — mich!"

Nun kamen Tage, deren ich mit Stolz und Wonne gedächte, wenn ſie den Eingang bilden würden zu einem ſchönen Leben. Jetzt aber eile ich über die Erinnerung an das Glück hinweg, das wie ein Giftpilz raſch emporſchoß und raſch verdorrte.

Ediths Eltern und meine Mutter ſagten: „Ihr kennt Euch kaum,“ und ſie drangen darauf, daß unſer Brautſtand lange dauere. Mir konnte die Zeit des Hangens und Bangens nicht raſch genug verfliegen, ich wollte ſie kurz haben und ſetzte meinen Willen durch. Wir heiratheten, wir reiſten, kehrten heim. Ein Kind, ein Mädchen, kam zur Welt und erhielt in der Taufe den Namen meiner Mutter, Eleonore.

An dem Verhältniß zwiſchen Edith und mir hatte ein Jahr der Ehe nichts verändert. Wonach Edith ſich geſehnt, ſeitdem ſie dachte, grenzenloſe Liebe, einen Menſchen, deſſen Abgott ſie war, der ſie thöricht verzog, ſie beſaß es nun. Mit aller Kraft ihres mächtigen Weſens hielt ſie ihr Eigenthum feſt, wachte mit eifer-

ſüchtigem Geiz über jede Regung meines Herzens. Das Geſetz der Geſetze lautete bei ihr: Du ſollſt mich, deine Frau, lieben, mich allein. Freilich gab auch ſie ſich ganz, und ſie war ein reiches Geſchöpf. Ich bin nie wieder einem Weibe von ſo viel Geiſt und Verſtand, von ſo unerſchöpflicher Einbildungskraft begegnet. Dazu ihr großes Talent, das hingereicht hätte, zwanzig „ewig Strebenden" einen Lebensinhalt zu ſchaffen, und mit dem ſie ſpielte, das ſie verwüſtete. Bat ich einmal: „Führe dieſe Skizze aus, ſie gäbe ein hübſches Bild," da hieß es: „Willſt Du mich los ſein? Soll ich einen halben Tag an die Staffelei angenagelt bleiben?" Und wenn ich meinte: „Schade um Dein Talent," war ihre Antwort: „Ich will kein Talent haben und

ausbilden, als das, Dich anzubeten.“ Aus der Mappe verſchwand die Skizze, die ich gelobt hatte, und ich fand an einem der nächſten Tage ein Stück von ihr neben meinen Papierkorb recht abſichtlich hingelegt.

Noch vor meiner Verheirathung hatte ſich meine Mutter auf ein kleines Gut, das ihr Eigenthum war und unfern von Niedernbach lag, zurückziehen wollen. Ich gab es nicht zu. Sie mußte bei uns bleiben, das Schloß war groß genug, um zwei von einander unabhängige Haushaltungen zu beherbergen. — „Wir werden uns vertragen,“ meinte ich und behielt recht. Wir vertrugen uns. Meiner Frau wurde kein Grund gegeben, das landläufige oder, mit einem andern Wort für dieſelbe Sache, das

ordinäre Vorurtheil gegen die Schwiegermutter zu theilen. Die ihre hat auch nicht den Schatten eines Anſpruchs an ſie erhoben und die geringſte, ſelbſtverſtändliche Rückſicht immer dankbar und faſt als Gnade empfunden. Seitdem ſie ſich in ihrer frommen Menſchenunkenntniß einbildete, Edith kennen gelernt zu haben, hatte ſie nur Lob und Liebe für „ihre Tochter".

Die Liebe fand keine Gegenliebe; das Lob zu erwidern, nahm Frau von C. auf ſich. Sie ſprach es oft mit feierlicher Ueberzeugung aus, wenn ſie zu uns herüberkam aus den Zimmern meiner Mutter. Dabei blickte ſie Edith feſt und ſtreng in die Augen und pries ſie glücklich, in der Nähe einer ſolchen Frau leben, ſich erbauen zu dürfen an dieſem Vorbild der helden-

müthigen Geduld im Leiden, der Güte gegen die Menſchen und der Ergebung in den Willen Gottes.

Dieſe herausfordernde Bewunderung hat böſe Früchte getragen. Sie hat mitgeholfen, das traurige Wunder zu vollbringen, daß eine Frau, der ſelbſt die Fernſtehenden, die Stumpfſten Verehrung und Liebe zollten, nicht vermochte, dem Weſen, das ihr nach mir das theuerſte war, die kleinſte herzliche Regung abzugewinnen. Sie ſuchte ſich und mich darüber zu täuſchen, ſie behauptete, Edith gehöre zu den jungen Geſchöpfen, die ſich ſchämen, eine warme Empfindung zu zeigen: „Und das ſind die Beſten, die Stärkſten," ſagte ſie. „Wie ſie iſt, ſo iſt ſie mir recht. Eine Schwiegertochter, die mich mit Aufmerkſamkeiten verfolgt,

würde mir läſtig! Ich bliebe ewig in ihrer Schuld, ich alte, an mein Ruhebett gefeſſelte Maſchine, und käm' aus den Gewiſſensqualen nicht heraus."

Ich aber dachte bei mir: Warte nur, Mutter, deine Güte wird die Gleichgültigkeit Ediths beſiegen, und dann wirſt du ſehen, wie wohl es thut, von einem Sohn und von einer Tochter geliebt zu werden.

In dieſer Hoffnung wurde ich betrogen.

Ich kam eines Vormittags früher als gewöhnlich nach Hauſe. Wir hatten Ethel zu Tiſche. Als ich ins Speiſezimmer trat, hörte ich unſern Gaſt im Salon nebenan lachen und zugleich ſchelten: „Pfui, Edith, das iſt abſcheulich." Darauf ein unterdrücktes Gewimmer und wieder Lachen und Schelten. Ich öffnete die Thür und ſah

Edith auf dem Canapee ausgeſtreckt liegen. Ihr Spitzentaſchentuch hatte ſie wie eine Haube auf den Kopf geſtülpt, das Geſicht in Falten gezogen und äffte das Gebahren meiner Mutter nach in einer ihrer ſchweren Leidensſtunden.

Meine Fäuſte ballten ſich: „Bravo, Comödiantin!“ rief ich aus, ſtürzte auf ſie zu und faßte ſie hart an beiden Schultern. Die Todesangſt, in die Ethel gerieth, brachte mich zu mir. Sie war auf die Kniee geſtürzt und ſchrie: „Verzeih, verzeih ihr, es war nicht bös gemeint.“

Edith hatte nicht gezuckt unter meiner grauſamen Berührung: „Ich haſſe Deine Mutter,“ ſagte ſie langſam und ließ auf jedem Wort die Stimme ruhen und biß die blanken Zähne zuſammen. „Ich haſſe ſie,

weil Du ſie mehr liebſt als mich. Ich hab's immer gefürchtet, jetzt weiß ich's."

Bis hierher bin ich neulich gekommen. Dann wollte ich überleſen, was ich aufgeſchrieben habe. Aber das darf ich nicht, ſonſt lege ich die Feder weg. Sie iſt in meiner Hand ein ſchwaches Werkzeug, und was ſie ſchildert, bleibt gar zu weit hinter der Wirklichkeit zurück. Dieſe Aufzeichnungen erwecken kaum einen ſchwachen Begriff von dem Weſen Ediths, von der Kraft ihrer Leidenſchaft, von der Lieblichkeit ihrer Hingebung, von der Anmuth, die ihr treu geblieben iſt, durch Irrthum und Sünde bis in die Verworfenheit.

Arme Edith! Wer weiß, wenn meine

Liebe zu ihr die Stärke der ihren zu mir gehabt hätte, ebenso ausschließend, rücksichtslos, unbedingt gewesen wäre, vielleicht würde ich sie doch gerettet haben, die arme Edith, — und dann auch die Andere . . .

Vielleicht — das ist ein Wort! Ich muß es streichen aus meinem Vocabularium. Ich darf nicht denken: vielleicht, sonst ist mir eins gewiß — der Wahnsinn.

Nach der Rückkehr von unsrer Hochzeitsreise hatte ich meine landwirthschaftliche Thätigkeit wieder aufgenommen. Sechs Wochen nach der Geburt des Kindes war Edith schon an meiner Seite gewesen: „Nimm mich mit und kümmere Dich nicht um mich, ich werde Dir nie lästig werden." Sie hielt Wort, sie wurde mir nie lästig, im Gegentheil, sie machte sich nützlich

durch ihr Intereſſe an der Sache, ihren ſcharfen Blick, ihr richtiges Urtheil über die Menſchen. Wir ritten oder fuhren zuſammen aus und kamen zuſammen nach Hauſe. Ihr war kein Weg zu weit, keine Beſchäftigung zu gering, wenn ſie nur bei mir ſein konnte.

Mit dem Kind gab ſie ſich wenig ab. Ich machte ihr Vorwürfe darüber; es war am ſelben Tag, an dem ſie meine Mutter verſpottet hatte. „Wenn es Dir ähnlich ſähe, würde ich's lieben. Aber das bin ja ich, das iſt noch einmal die unglückſelige Edith," erwiderte ſie. „Aus der Art geſchlagen, ſagten die Eltern. Unfähig, das Ehrwürdige zu verehren, ſagſt Du!"

Weinend, außer ſich ſtürzte ſie in meine Arme. „Lehr' mich's, lehr' mich gut ſein,

hab' grenzenloſes Erbarmen! Hab' mehr Liebe zu mir als Abſcheu vor meinen Fehlern."

Der Winter kam; C.s reiſten mit Ethel nach dem Süden und ließen Maud, die meiner Mutter eine wahrhaft kindliche Zuneigung entgegentrug, bei ihr zurück. Edith und ich ſollten den Faſching in Wien zubringen, und täglich mahnte meine Mutter: „Geht, Kinder, geht. Eure kleine Lore bleibt in guter Hut. Ihr habt Euch etwas Zerſtreuung wohl verdient, genießt ſie." Maud ſtimmte bei, Edith verhielt ſich paſſiv.

Ich weiß nun ſchon lange, meine Mutter wollte mich forthaben, ich ſollte nicht Zeuge ſein ihres letzten Martyriums, dem ſie ſich nahe fühlte. Und gerade um dieſe Zeit

ſchien ſie mir auffallend wohler, und meine Zuverſicht wurde durch die des Arztes erhöht.

Wir nahmen Abſchied — wir. Ich ging nie mehr allein zu ihr hinüber, um nicht mit der Frage empfangen zu werden: „Wo iſt Edith?“ Sie gab ſich Rechenſchaft von der Eiferſucht, die ſie erregte, ſo ſehr Edith auch beſtrebt war, ſie vor ihr zu verbergen. Meine Mutter ſah Alles in zu ſchönem Licht, und was ſie in ſchönem Licht durchaus nicht ſehen konnte, dafür fand ſie eine Entſchuldigung; aber — ſie ſah.

Sie hatte Toilette gemacht zu dieſem unvergeßlichen Abſchied. Man hätte ſie für geſund halten können an dem Vormittag; auf ihren Wangen ſchimmerte ein

Anflug von Farbe, ihre Augen glänzten. Wie ein lichter Engel ſtand Maud neben ihrem Ruhebett. Sie iſt gut verſorgt, dachte ich, und dennoch überfiel mich's: Du ſollteſt nicht fort von ihr. Aber ich verſcheuchte die weichmüthige Empfindung, ſcherzte über die elegante Haube meiner Mutter und über das Spitzenkleid, in das ſie ſich geworfen hatte, und ſie ſcherzte mit:

„Ich habe auch meine Eitelkeit, ich will Euch in angenehmer Erinnerung bleiben."

Sie küßte Edith und dann mich auf die Stirn, gar gerecht theilte ſie die Zeichen ihrer Zärtlichkeit zwiſchen uns.

Edith wandte ſich. Ich aber ſchloß meine geliebte Mutter noch einmal an mein Herz und preßte meine Lippen auf ihren

viel zu früh weiß gewordenen Scheitel und fühlte das Beben ihrer armen, wunden Bruſt an der meinen. „Du leideſt, Mutter,“ ſagte ich. Sie ſchüttelte den Kopf, ſie lächelte.

„Sei ganz ruhig, ich verſpreche Dir, wenn es gegen allen Anſchein Ernſt werden ſollte, rufe ich Dich.“

Wir ſtürzten uns kopfüber in die Weltfreuden. Es ging, wie's immer geht beim Auftauchen einer neuen, die Aufmerkſamkeit erregenden Erſcheinung. Das Cliquenunweſen, das jetzt in der Wiener Geſellſchaft herrſcht, begann ſchon damals ſich auszubilden. Viele kleine, ſtreng abgeſchloſſene

Kreiſe in dem großen Kreis mit den verſchwimmenden Conturen. Es giebt keine beſtimmbaren Grenzen zwiſchen Denen, die zur Geſellſchaft gehören, und Denen, die ſich zu ihr zählen und von außerhalb Stehenden zu ihr gezählt werden. Aus den kleinen Kreiſen gucken ſie hinüber, herüber, mißtrauen, läſtern, ziehen ſich zurück in ihren Bau, aber mit einer Beute, irgend einem Klatſch, irgend einer lächerlichen Erfindung. Sie rollt, vergrößert ſich, wird durch die Leichtgläubigkeit erhärtet, eine ſteinerne Legende, an der ſich kein Jota ändern läßt.

Von Edith wußte man ſchon nach den erſten Tagen, daß ſie eine Creolin, die einzige Tochter eines unermeßlich reichen Pflanzers auf Barbados war. Ihr

grauſamer Vater hatte ſie gezwungen, zuzuſehen, wenn er unbotmäßige Sklaven todtpeitſchen ließ. In ihrer Heimath nannte man ſie die Perle der Antillen.

Dieſen Unſinn, der mich ärgerte, fand Edith ergötzlich. „Jetzt brauch' ich mich nicht erſt intereſſant zu machen, ich bin's," meinte ſie. Die ſcharfen, eindringenden Pfeile ihres Spottes ſchwirrten, die Witzworte, die ſie ſagte, bekamen Flügel, die Caricaturen, die ſie zeichnete, hatten einen ganz außerordentlichen Erfolg. Man buhlte um die Ehre, in der Sammlung Ediths zu figuriren. Was die Stellung einer jeden Andern untergraben hätte, befeſtigte die ihre. Das alles ſchmeichelte mir und verdroß mich zugleich. „Dir iſt nichts heilig," ſprach ich einmal

zu ihr, und sie zuckte die Achseln. „Weil ich nichts Heiliges finden kann auf dieser unheiligen Erde.“ Empört fuhr ich auf: „Edith!“ Da schmiegte sie sich schon an mich, demüthig und flehend, die Vielgefeierte. „Verzeih Deinem armen, albernen Kinde, glaub' ihm nicht. Unsre Liebe ist mir heilig.“

Die Gesellschaftsmenschen nannte sie dumme Avaren, die sich hinter ihre Ringwälle verkriechen und von dort aus die Welt beurtheilen. Aber einen Ringwall nach dem andern zu erobern, im Triumph in jeden einzuziehen, das unternahm sie, und das gelang ihr. Es konnte nicht anders sein. Nie hat Jemand, den zu gewinnen sie sich bemühte, ihr widerstanden. Sie bezauberte die Männer und gewann die

Frauen. Ich habe die Zäheſten, die Unüberwindlichſten, die Vorurtheilsvollſten klein beigeben geſehen, wenn ſie ſich herbeiließ zum Kampf mit ihnen. Ihr Verſtand beſaß im höchſten Grad, was man beim Auge das Accommodationsvermögen nennt. Sie ſtellte jeden in die rechte Sehweite und ſich neben ihn in ſeinen Geſichtskreis und war geſcheit mit den Klugen, ernſt mit den Ernſten, frivol mit den Oberflächlichen.

Bald gab es kein Feſt ohne ſie, und ſie gehörte zu den gefeiertſten Frauen in der „großen Welt“. Wenn wir vom Schauplatz eines ihrer Siege nach Hauſe fuhren, legte ſie die Arme um meinen Hals und den Kopf auf meine Schulter und fragte: „Haſt Du mich wieder recht lieb, weil ich den

Andern ſo gut gefalle?" Jede Huldigung, die ihr dargebracht wurde, heimſte ſie ein mit Entzücken, um ſich ihrer vor mir rühmen zu können.

Den letzten Ball im Faſching wollten wir noch mitmachen vor unſrer Rückkehr nach Niedernbach, und auf dieſes glänzende Abſchiedsfeſt hatte Edith ſich beſonders gefreut und genoß es mit vollkommener Unbefangenheit.

Am nächſten Morgen, ſehr früh, weckte ſie mich, ſtand in Reiſekleidern an meinem Bette. „Wir müſſen nach Niedernbach, Lieber, mit dem erſten Zug. Es iſt ein Telegramm von Maud gekommen, Deine Mutter iſt etwas weniger wohl."

Ich ſprang auf, verlangte das Telegramm. Es war verlegt worden; vielleicht

war es in den kleinen Koffer gerathen, den Edith und die Kammerfrau in aller Eile gepackt hatten. Niemand nahm ſich Zeit, es zu ſuchen, nur raſch in die Kleider; das Frühſtück wartete, der Wagen war beſtellt. Meine Frau hatte ſchon für alles geſorgt.

Eine furchtbare Reiſe trotz aller Mühe, die Edith ſich gab, mich zu beruhigen. Eine entſetzliche Ankunft. Vor dem Thor trat Maud uns entgegen. Auf ihrem Geſicht las ich: Du kommſt zu ſpät.

Edith ſprang aus dem Wagen auf ihre Schweſter zu und flüſterte ihr haſtig etwas ins Ohr. Maud horchte, ihre Augen wurden ſtarr, ſie wich vor Edith zurück, unwillkürlich, mit Abſcheu. Sie konnte nicht lügen, ſie konnte nicht, die Fähigkeit fehlte

ihr. Ich erfuhr Alles auf einmal. Meine Mutter war vor einer Stunde geſtorben, ſie hatte ſich in ihren letzten Augenblicken vergeblich nach mir geſehnt. Ich war zu ſpät gekommen, weil Edith, um den Ball nicht zu verſäumen, das Telegramm, das mich nach Hauſe berief, unterſchlagen hatte.

An dieſem Verrath ſtarb meine Liebe. Aber — ein Geſtändniß, ſchwer abzulegen — die Leidenſchaft überlebte den Haß und die Liebe. Der herbe Zuſatz, den meine Selbſtvorwürfe ihr gaben, vertiefte ſie nur, ſie wurde ſo recht eine erniedrigende Wonne, eine ſelige Bitterniß, um ſo mächtiger, je elender ſie macht, denn ſie nährt ſich von

unſrer beſten Kraft. Sie iſt der aus Nektar und Wermuth gemiſchte Trank, nach dem ewig lechzen wird, der ihn einmal gekoſtet hat. Er allein löſcht den Durſt des Erdgeborenen nach Luſt und Leid zugleich.

Was heiße Reue — das heißt, nein, dieſes Wort muß ich zurücknehmen, eigentlicher Reue war Edith unfähig; ſie rühmte ſich deſſen ſogar — was heiße Liebe thun kann, um einen Frevel zu ſühnen, das hat Edith damals gethan. Ich hätte ihr verzeihen oder ſie von mir ſtoßen ſollen, fand aber weder zu dem einen noch zu dem andern die Kraft. Es war ein gräßliches Wirrſal in mir. In einem Athem verurtheilte und entſchuldigte ich ſeine Urheberin. Ich ſprach nicht die Verdammniß über

ihr. Ich erfuhr Alles auf einmal. Meine Mutter war vor einer Stunde geſtorben, ſie hatte ſich in ihren letzten Augenblicken vergeblich nach mir geſehnt. Ich war zu ſpät gekommen, weil Edith, um den Ball nicht zu verſäumen, das Telegramm, das mich nach Hauſe berief, unterſchlagen hatte.

An dieſem Verrath ſtarb meine Liebe. Aber — ein Geſtändniß, ſchwer abzulegen — die Leidenſchaft überlebte den Haß und die Liebe. Der herbe Zuſatz, den meine Selbſtvorwürfe ihr gaben, vertiefte ſie nur, ſie wurde ſo recht eine erniedrigende Wonne, eine ſelige Bitterniß, um ſo mächtiger, je elender ſie macht, denn ſie nährt ſich von

unſrer beſten Kraft. Sie iſt der aus Nektar und Wermuth gemiſchte Trank, nach dem ewig lechzen wird, der ihn einmal gekoſtet hat. Er allein löſcht den Durſt des Erdgeborenen nach Luſt und Leid zugleich.

Was heiße Reue — das heißt, nein, dieſes Wort muß ich zurücknehmen, eigentlicher Reue war Edith unfähig; ſie rühmte ſich deſſen ſogar — was heiße Liebe thun kann, um einen Frevel zu ſühnen, das hat Edith damals gethan. Ich hätte ihr verzeihen oder ſie von mir ſtoßen ſollen, fand aber weder zu dem einen noch zu dem andern die Kraft. Es war ein gräßliches Wirrſal in mir. In einem Athem verurtheilte und entſchuldigte ich ſeine Urheberin. Ich ſprach nicht die Verdammniß über

ſie wie ein Richter, ich fluchte ihr wie man einem Spießgeſellen flucht.

An der Leiche meiner Mutter war mein Gewiſſen erwacht. Ich lernte alle ſeine Qualen kennen. Die ſtummen Lippen der Todten hatten geſprochen: „Schlechter Sohn!“

Wie war's möglich geweſen? Ich begriff's nicht mehr, daß ich mich hatte täuſchen laſſen durch ihren frommen Betrug, irreführen durch ihre großmüthige Verſtellung; daß ich nicht errathen hatte, was ſie mir verſchwieg, den unaufhaltſamen Fortſchritt der Krankheit, die an ihr zehrte, daß ich nicht gegeizt hatte mit jeder Minute ihres entſchwindenden Lebens. Und ſie — die letzten Worte, den letzten Wunſch, Alles, was ſie aufgeſpart für den Augenblick, in

dem es „Ernſt werden ſollte", hatte ſie nicht ausſprechen, mich nicht mehr ſegnen können.

Sie war ſo ſchwer hinüber gegangen, hörte ich. Die Sehnſucht nach mir in ihrem mütterlichen Herzen verlängerte den Todeskampf, ließ ſie nicht friedlich hinüber gehen.

Von der Zeit an habe ich eine reine Freude nicht mehr gekannt, ich war unheilbar verwundet.

Ob der Grund meines veränderten Benehmens gegen Edith ihren Eltern ein Geheimniß blieb, weiß ich nicht. Sie haben darüber nie Rechenſchaft von mir verlangt, mir nicht die geringſte Unzufriedenheit gezeigt. Im Gegentheil, ſie waren rückſichtsvoller und aufmerkſamer denn je für mich, kälter denn je gegen ihre Tochter. Auch

ſie wie ein Richter, ich fluchte ihr wie man einem Spießgeſellen flucht.

An der Leiche meiner Mutter war mein Gewiſſen erwacht. Ich lernte alle ſeine Qualen kennen. Die ſtummen Lippen der Todten hatten geſprochen: „Schlechter Sohn!“

Wie war's möglich geweſen? Ich begriff's nicht mehr, daß ich mich hatte täuſchen laſſen durch ihren frommen Betrug, irreführen durch ihre großmüthige Verſtellung; daß ich nicht errathen hatte, was ſie mir verſchwieg, den unaufhaltſamen Fortſchritt der Krankheit, die an ihr zehrte, daß ich nicht gegeizt hatte mit jeder Minute ihres entſchwindenden Lebens. Und ſie — die letzten Worte, den letzten Wunſch, Alles, was ſie aufgeſpart für den Augenblick, in

unſrer beſten Kraft. Sie iſt der aus Nektar und Wermuth gemiſchte Trank, nach dem ewig lechzen wird, der ihn einmal gekoſtet hat. Er allein löſcht den Durſt des Erdgeborenen nach Luſt und Leid zugleich.

Was heiße Reue — das heißt, nein, dieſes Wort muß ich zurücknehmen, eigentlicher Reue war Edith unfähig; ſie rühmte ſich deſſen ſogar — was heiße Liebe thun kann, um einen Frevel zu ſühnen, das hat Edith damals gethan. Ich hätte ihr verzeihen oder ſie von mir ſtoßen ſollen, fand aber weder zu dem einen noch zu dem andern die Kraft. Es war ein gräßliches Wirrſal in mir. In einem Athem verurtheilte und entſchuldigte ich ſeine Urheberin. Ich ſprach nicht die Verdammniß über

an ihren Schweſtern fand Edith keine Stütze. Maud, ſo vortrefflich, ſo pflichttreu, ſo liebevoll, wenn ſie verehrte, war doch nicht ohne die gewiſſe Härte, die von großer Frömmigkeit unzertrennlich ſcheint. Dieſe Härte bekam Edith jetzt zu fühlen. Die kleine Ethel, die vor der unberechenbaren Schweſter immer eine inſtinctive Scheu gehabt hatte, zog ſich ganz und gar von ihr zurück, nahm keine Einladung mehr an. Umſonſt forderte Edith ſie auf, bat (und wie inſtändig!) umſonſt: „Komm zu uns. Bleib bei uns.“

Dagegen empörte ich mich. An mir hatte Edith ſich verſündigt, mir, nicht den Andern kam's zu, ſie zu ſtrafen. Einmal ſtellt' ich meine Schwägerin Ethel zur Rede: „Was hat Edith Dir gethan?“ —

Nun, ihr nichts, aber was mußte ſie mir gethan haben, daß ich ſo bös mit ihr ſein konnte?

Sie war nur das Echo ihres Vaterhauſes, und ich fand die Parteinahme, die mir dort zu Theil wurde, ſehr unberufen und ſehr beſchämend für mich.

Das abſolute Alleinſtehen Edithſ erweckte am Ende doch wieder mein Mitleid, und wieder ſchlichen ſich in mein Herz noch andre Empfindungen als die leidenſchaftlicher Mißachtung oder leidenſchaftlicher Hingeriſſenheit. Ich konnte nicht ausrufen: „Du irrſt,“ wenn ſie ſagte: „Hätten wir Deine Mutter am Leben gefunden, mein Unrecht wäre das ſelbe geblieben, aber wie anders würdeſt Du's beurtheilt haben!“

Es ergriff mich, wenn ich meine

Schwäche verwünſchte nach einer Rückkehr zu ihr und ſie dann ſprach: „Sei ruhig, ich fühle Deine Liebloſigkeit nie demüthigender als jetzt in Deinen Armen.“

Es rührte mich, wenn ſie meine rauheſte Abweiſung mit der Bitte beantwortete: „Mißhandle mich, je ärger, je beſſer. Um ſo früher tilgſt Du meine Schuld gegen Dich und wirſt endlich in der meinen ſtehen. Dann ſollſt Du erfahren, wie die Liebe und was ſie verzeiht. Alles, alles! Es giebt nichts im Bereich des Denkbaren, das ich Dir nicht verzeihen würde.“

So brachte ſie mich langſam wieder in ihren Bann, aber wo blieb das Glück? An eine ſtille, gleichmäßige Exiſtenz in wohlgeordneter Häuslichkeit war an der Seite Ediths nicht zu denken: ein Haus führen

iſt eine Mühewaltung, und davor graute ihr. Ihr graute auch vor dem Leſen eines ernſten Buches, und unrettbar lächerlich machte ſich in ihren Augen, wer mit ihr ein Geſpräch führen wollte, das nicht ausſchließend vom Nächſten, ſeinen Schwächen und Fehlern handelte. Wenn es etwas gab, das ihr Intereſſe und ſogar ihre Bewunderung erregte, ſo war's ein ſchönes Bild, und wenn es Menſchen gab, die wenigſtens eine Zeitlang von ihren Spöttereien und Läſterungen verſchont wurden, ſo waren es Künſtler. Aber Pietät flößte ihr ſelbſt der größte nicht ein. Dieſe Empfindung iſt ihr fremd geblieben bis ins Grab. Sie hatte zu ſcharfe Augen für alle menſchlichen Fehler, ihre eigenen nicht ausgenommen. Ich muß ihr die Ge-

rechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie zwei große Vorzüge beſaß; ſie war nicht eitel, und ſie kannte ſich ſelbſt. Die Stunden der Einkehr kamen ſelten und hinterließen keinen bleibenden Eindruck; kamen ſie aber, dann waren ſie furchtbar.

Später noch, in Tagen, in denen ich ihr noch viel ſchwerere Schuld zu verzeihen hatte, meint' ich, ſie müſſe Erlöſung finden können in der Kunſt und in der Religion. Sie wollte davon nichts wiſſen. „Das lebendige Leben intereſſirt mich, nicht das gemalte," ſagte ſie; „und beten? Lieber nicht. Mein Gebet wird immer zur Anklage. Warum hat der Ewige ein verpfuſchtes Werk, wie ich bin, nicht zurückgeſchleudert in das Nichts, da er es geſchaffen hatte und ſah, daß es nicht gut war."

Mit der kleinen Lore, die leidenſchaftlich an ihr hing, beſchäftigte ſie ſich wenig. Sie hatte kein rechtes Herz für das Kind. „Weil es Dir nicht ähnlich ſieht,“ ſagte ſie zu ihrer Entſchuldigung, „ſondern mein Ebenbild iſt. Sieh nur, Lieber, die Geſtalt, die Kopfform, die Augen: die meinen! Ihr Sprechen, ihr Lachen: das meine! Es iſt ſchrecklich. Ich bin hineingeſchneit gekommen in die Familie, wer weiß wie? Ich ſehe keinem der Unſern gleich, erinnere an keinen. Dieſes Kind iſt Fleiſch von meinem Fleiſch und Geiſt von meinem Geiſt. Es iſt noch einmal ich, doppelt ich und wird doppelt unſelig ſein.“

Sie verfiel in wahnſinniges Schluchzen. Ich ging aus dem Zimmer, ich wollte nicht weich werden.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſaß Edith am Klavier, ſpielte einen Walzer und lachte, lachte ſchallend über die Kleine, die zu tanzen verſuchte und alle Augenblicke über ihre eigenen, ungelenken Füßchen ſtolperte und hinfiel. Endlich hatte ſie genug und blieb auf dem Boden ſitzen, ganz artig und erſchöpft. Edith ließ ſie hart an. Sogleich brach das Kind in Schreien aus, ſtrampelte und plärrte und entwickelte ſo viel Zorn und Bosheit, als einem dreijährigen Ding nur irgend möglich iſt. Seine Mutter betrachtete es eine Weile höchlich ergötzt, ſprang plötzlich auf, hob's in ihre Arme, überfluthete es mit Zärtlichkeiten und drehte ſich mit ihm und tanzte und ſang dabei ihrem wilden, ſchönen Kind ein wildes, ſchönes Zigeunerlied vor. Jede ihrer Be-

wegungen, jede ihrer Gebärden paßte zu der Muſik, war — wenn man ſo ſagen darf — ſtumme Muſik. Sie ſah wohl, daß ich daſtand und ſie beobachtete, that aber nicht dergleichen. Und das Kind, belohnt für ſeine Unart, war entzückt und jauchzte laut.

So erzog ſie's.

Mein Haus hatte keine Herrin, mein Kind hatte keine Mutter, ich hatte keine Lebensgefährtin, ich hatte — eine ſchöne Geliebte.

Meine landwirthſchaftliche Thätigkeit erweiterte ſich von Jahr zu Jahr. Ein gemeinnütziges Unternehmen, das ich ins Leben gerufen hatte, gedieh viel ſchneller

und nahm größeren Umfang an, als ich im Beginn mir hätte träumen laſſen. Die leidige Politik erhob auch Anſpruch auf einen Theil meiner Zeit; ſo hatt' ich Beſchäftigung in Hülle und Fülle. Sie zog mich ab von meiner unfruchtbaren Reue, von der Pein meines inneren Zwieſpalts.

Edith war nun oft allein. Sie klagte darüber; ich gab ihr zur Antwort: „Du haſt Dein Haus, Dein Kind, Deine ſträflich vernachläſſigte Kunſt, Du haſt die Nachbarſchaft Deiner Eltern, nütz' all den Reichthum aus."

Wieder muß ich ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen: ſie hat ſich bemüht, meine Rathſchläge zu befolgen.

Ueber meinem Schreibtiſch hängt ein Bild — ich hab's von da nie verbannen

wollen —, das ſtammt aus dieſer Zeit und bittet für die arme Edith. Es iſt ein Aquarell, mit außerordentlicher Kraft und Leichtigkeit hingeworfen, nicht ausgeführt. Einſam ſteht ein junges Weib am Rande einer Klippenwand. Tiefer Schatten um ſie her, die Nacht bricht an. Aus dem Dunkel leuchtet, von durchſichtigen Schleiern umwallt, der blühende Leib. Hoch am Himmel ſind die Umriſſe einer dem Wolkendunſt entrückten Lichtgeſtalt angedeutet. Zu der hebt das Weib den Kopf empor, der ſtreckt ſie hilferufend die Arme entgegen. Verzweiflungsvolle Sehnſucht glüht und ſchmachtet in ihren Augen, ſpannt jede Fiber ihres Körpers. Er ringt vergeblich. Geiſter der Tiefe haben ihn in Ketten geſchlagen. Geſtalten, ſchön und ungeheuer-

lich, aus einer ſelbſtquäleriſchen, einer erfindungsreichen Phantaſie geboren, kriechen, ſtürzen herbei. Sie zerren an den Feſſeln und werden ihr Opfer in den Abgrund reißen. Hülfe! möchte man mit der Unglückſeligen rufen.

Aber die Lichtgeſtalt bleibt abgewendet.

Ein Jahr nach dem Tode meiner Mutter wurde die Verlobung der kleinen Ethel gefeiert. Ein, wie's in Romanen und Novellen heißt, „ſchmucker Reiteroffizier" hatte ihr Herz und, was viel entſcheidender war, die Sympathie ihrer Eltern gewonnen. Die Ehrlichkeit, mit der er ihnen eingeſtand, daß er ſich um die Kleine nicht beworben hätte, wenn ſie arm wäre, ſo ſehr ſie es

ihm auch angethan, gefiel ihnen. Er trug einen großen Namen und hatte von einem kürzlich verſtorbenen Verwandten die ſchwer belaſteten Familiengüter geerbt. Nun hieß es (immer die alte Geſchichte!) entweder heirathen und den Dienſt verlaſſen oder ledig bleiben und weiter dienen. Zu dem letzteren erklärte er ſich entſchloſſen, wenn er die kleine Ethel nicht zur Frau bekäme.

Meine Schwiegereltern legten die Angelegenheit in meine Hand, und ich brachte ſie zu gutem Ende. Es war ebenſo leicht, über die Verhältniſſe meines zukünftigen Schwagers ins Reine zu kommen, wie über ihn ſelbſt. Man brauchte keinen beſonderen Scharfblick, um zu erkennen, daß in dem gutmüthigen Lebemann, der ſein Geld hinauswarf, ſolange er wenig hatte,

ein ſolider Hausvater und Sparmeiſter ſchlummerte.

Die Eltern gaben denn ihren, im Sinne des Wortes, reichen Segen, und Ethel, die Tag und Nacht geweint hatte wie ein Fontänchen, während die Unterhandlungen mit ihrem Karl oder vielmehr mit ſeinen Gläubigern noch in der Schwebe waren, glänzte jetzt vor Glück an ſeiner Seite wie eine kleine Sonne.

Das Regiment Karls ſtationirte in der Nähe; er führte ſeine Kameraden, von denen er bald Abſchied nehmen ſollte, was ihm und ihnen ſchwer wurde, im Hauſe C. ein. Bisher hatte es dort von Malern gewimmelt, jetzt wimmelte es von Malern und von Offizieren. Sie vertrugen ſich vortrefflich mit einander. Schöne Pferde

wurden vorgeritten und in allen Gangarten skizzirt, gezeichnet und gemalt. Eine Hälfte des Tages gehörte der Kunstbegeisterung und der „Arbeit“ (sie nannten das so), die andre der Erholung bei Tisch, im Park oder im Tanzsaal. Es ging heiter her, und der Heiterste der Gesellschaft war mein Schwiegervater.

Eines seiner Bilder, ein spannlanger Landsknecht, hatte auf irgend einer Ausstellung irgend einen Preis bekommen. All sein Ehe- und übriges Glück in Ehren, aber der Augenblick, der die Nachricht der Erfüllung eines Jahre lang still gehegten Wunsches brachte, war doch der schönste seines Lebens. Er kam Vielen zu gute. Daß ihm das Herz manchmal schwer war, dafür sorgte Edith, bewußt und unbewußt.

Dann hieß es bei ihm: Wenn ich keine Freude habe, ſollen doch die Andern Freude haben, und er gab und half, wo er konnte. — War ihm aber eine Freude zu Theil geworden, dann ſollten die Andern doppelt Freude haben, und ſeine Großmuth überſtieg die kühnſten Zumuthungen, die an ſie geſtellt wurden.

Die Meiſtgefeierte bei den Unterhaltungen und Feſtlichkeiten im Elternhauſe blieb immer Edith. Es war einmal ſo. Ob ſie's darauf abgeſehen hatte oder nicht, ſie herrſchte, wo ſie erſchien, und verdrehte den Leuten die Köpfe. Die leichten Siege über junge Künſtler- und Soldatenherzen ſchmeichelten ihr nicht. Sie hatte etwas ganz Anderes im Sinn als ſpielende Eroberungen, wenn ſie ſich herbeiließ, liebens-

würdig zu ſein mit dieſen (ihr Ausdruck) armen Teufeln. Sie wollte mich eiferſüchtig machen. Ich merkte die Abſicht und wurde nicht verſtimmt.

Daß ſie ſelbſt von Eiferſucht gepeinigt wurde, ſuchte ſie zu verbergen, aber Verſtellung war ihre Sache nicht. Einmal eingeſtanden, wuchs die kläglichſte aller Leidenſchaften bis an die Grenze des Wahnſinns. „Du liebſt mich nicht mehr, wen liebſt Du?“ mit der Frage peinigte ſie mich. Sie war eiferſüchtig auf ein Buch, das ich las, auf jedes kleine Andenken an meine Mutter, auf eine unſichtbare Geliebte, die ich, ſie wußte nur nicht, wo? vor ihr verbarg. Sie war eiferſüchtig auf Maud, die ich nur zu oft bitten mußte, ſich des vernachläſſigten

Kindes anzunehmen, das der Willkür der Dienerſchaft überantwortet blieb.

Eines Abends trat Edith plötzlich bei mir ein und fand mich ſchreibend. Sie war wie im Fieber, durchſtöberte meine Mappe, riß die ſchon geſchloſſenen Briefe aus den Couverts: „An wen adreſſirſt Du Deine Liebesepiſteln, wer vermittelt ſie? Ich will's wiſſen — ich hab' das Recht.“

Ihre Aufregung erſchreckte mich, und ich ſagte: „Lies nur, lies Alles, es wird Dir als Schlafmittel dienen.“

„Du fängſt es eben ſehr geſchickt an. Ein Zeichen mehr, wie durchtrieben . . .“

„Edith!“ ſchrie ich auf — und ſie lag an meiner Bruſt, ſchmiegte ſich an mich, angſtvoll und bebend an allen Gliedern.

„Thu' ich Dir unrecht? Liebſt Du keine

Andre? Dann verzeih, und um des Guten, um Gottes willen liebe mich! Liebe mich wieder wie einſt, aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele. Wenn Du mich nicht mehr ſo lieben kannſt, bin ich verloren. Ich hab' zu wenig Seele, wie ich glaube, und zu wenig Herz, wie ich weiß. Ich habe keins, außer für Dich. Gib mir Deine Seele, Dein Herz, damit ich wieder lebe. Willſt Du — willſt Du?" fragte ſie heftig, faſt drohend, und ich kämpfte zwiſchen Zorn und Erbarmen. Was forderte dieſe Frau? Meine Seele, die ſie belaſtet hatte mit einem Vorwurf, der nicht ruhte, mein Herz, das ſie in ſeiner heiligſten Empfindung verwundet hatte.

„Willſt Du?" wiederholte ſie.

„Wollen iſt nicht Können," antwortete

ich. Sie ſprang auf. Sie ſah mich an, mit einem Blick, finſter wie die Hölle, kreuzte die Arme über der Bruſt und ſprach: „Auch gut.“

Die zwei Worte ſollte ich noch einmal hören.

Sie hatte geſagt: „Ich bin verloren,“ und ſie war's, und ich war blind. Ich ließ mich in Sicherheit wiegen durch die Ueberzeugung, daß ich von Edith geliebt wurde über Alles. Eine Frau, die liebt, wird nicht treulos, bildete ich mir ein. Die Pflicht iſt nur ein ſchwacher Halt im Vergleich zu dem, den die Liebe bietet, die allgewaltige.

Falſch! — falſch, wie das Generaliſiren

immer iſt, dieſer trübe Born, aus dem Dummköpfe ihre Weisheit ſchöpfen.

Als ich die Gewißheit erlangte, daß Edith ihre unſinnige Rache an mir genommen hatte, nahm ich die meine. Die Frau verſtand es, mich verrückt zu machen, und noch mehr ihn, den „armen Teufel". Ein lieber, braver Menſch, um den einem leid ſein konnte. Grauſam hatte ſie ihn die längſte Zeit zum Narren gehalten und, als ich ſie deshalb zur Rede ſtellte, lachend geſagt: „Imperator, dulde, daß Deine Sklavin vor Dir kämpft und ſiegt."

Er war kein unerfahrener Jüngling, er war ein Mann. Vor wenigen Jahren hatte ein Zufall mich in die Lage gebracht, ihm einen wichtigen Dienſt erweiſen zu können. Als ich es erfuhr ... Nun, wir

waren von Sinnen, er und ich, und fürchteten beide, zu früh wieder zu Verſtand zu kommen.

Keine Zeugen, eine Piſtole geladen, die andre nicht. Uebers Taſchentuch wird geſchoſſen, zugleich. Das machten wir aus. Er zitterte, er war wie die Wand, indeß ich glaubte, mir müſſe das Blut bei den Augen herausſpritzen. — Eins, zwei, drei — ich drückte los. Ein kurzer, harter Knall, das Zündhütchen war abgebrannt. Er hatte die geladene Piſtole. Ja, was iſt das? Er läßt den Arm ſinken. „Schieß!“ ruf' ich ihm zu, „ſchieß Du . . .“ und geb' ihm einen Schimpfnamen, der mich heute noch reut.

„Nenn' mich, wie Du willſt,“ ſagt er, „ich kann auf Dich nicht ſchießen, aber —“ und hebt die Piſtole und richtet ſie gegen

ſich. Ich ſchlug ſie ihm aus der Hand; unſer Benehmen kam mir albern und kindiſch vor.

Ich forderte von ihm: „Ertrag' Dein Daſein, ertrag's, ſei's, wie's ſei.“ Er verſprach's, verſprach auch, Edith nie wiederzuſehen, und hat Wort gehalten.

Maud, zu der Edith nach der Entdeckung rathlos und verzweifelt geflohen war, machte ſich zu ihrer Fürſprecherin. Sie erlangte von mir, was Niemand außer ihr erlangt hätte. Ich verzieh.

Soll ich mich deshalb verachten? Verachtet mich, wer dieſe in Qual, Scham und Zorn hingeworfenen Bekenntniſſe kalten Herzens Seite für Seite durchblättert? Ich

bin euch ja nur ein Buchmenſch, für den ihr eine andere, viel feinere Moral in Bereitſchaft habt, als für euch ſelbſt und eure Freunde. Seht euch nur um. Wie viele von euch und von ihnen, mit denen ihr in einem Regiment dient, im Landtag ſitzt, im Reichsrath, im Club und ſo weiter, haben verziehen. Und ihr drückt ihnen die Hand und nennt ſie Ehrenmänner.

Nun, ich bin wie ſie und kein Buchmenſch, ich bin ein lebendiger Menſch und ſchreibe meine lebendige Geſchichte.

Ich verzieh alſo. Einmal — mehrmals. Das erſte Mal, weil es ihrem Anwalt, dieſer edlen Maud, gelang, Entſchuldigungen für ſie zu finden. Später, als es für ſie keine Entſchuldigung mehr gab — aus Verachtung.

Wir lebten in Wien und auf dem Lande unter einem Dache, wir ſahen uns vor Fremden und waren dann höflich gegeneinander. Darin beſtand unſer Verkehr. Das Kind hatte eine verläßliche Wärterin; ſeine Mutter, die in Weltfreuden unterging, beſchäftigte ſich faſt nie mit ihm, und das war mir recht.

Um der kleinen Lore willen hätte ich einen Skandal gern vermieden. Edith provocirte ihn. Es war die letzte Probe, auf welche ſie meine feige Langmuth ſtellte. Auch die verſagte endlich, und wir trennten uns. Sie brachte ihr Leben fortan theils auf Reiſen (an aufmerkſamer Begleitung fehlte es ihr nicht), theils in Paris zu. Ich löſte mein Haus in der Stadt auf und zog mich vom politiſchen Leben zurück. Der

Eigennutz in der Maske der Fürsorge für das allgemeine Wohl, der mir dort auf allen Gebieten begegnete, ekelte mich zu sehr an.

Beschäftigung hatte ich genug. Mein Schwiegervater übertrug mir die Leitung seines Gutes, und in Niedernbach gab's vollauf zu thun. Die Wirthschaft war zurückgegangen, seitdem mein alter Verwalter unter der Erde schlief, die er geliebt und gepflegt, und seitdem ich meinen kleinen Wirkungskreis vernachlässigt hatte, um in einem großen — nichts zu leisten.

Von Vereinsamtsein war keine Rede. Mein Schwager und Ethel besuchten mich oft und brachten ihre lieben, schönen Kinder mit. Maud, die entschlossen war, unverheirathet zu bleiben, und das Leben einer weltlichen Klosterfrau führte, zog mit Er-

laubniß ihrer Eltern nach Niedernbach, nahm ſich der Erziehung Lores an und brachte den außer Rand und Band gerathenen Haushalt wieder ins Geleiſe.

Meine Schwiegereltern — ſeien ſie noch im Grabe geſegnet, die Vortrefflichen, ſie waren für mich wie Vater und Mutter — ſagten: „Jetzt ſind wir wieder allein,“ fügten ſich aber in dieſe Thatſache mit ſehr freudiger Ergebung.

An jedem Erſten des Monats ſchickte Maud einen Bericht über Lore an Edith ab. Es kam manchmal eine höhniſche und gehäſſige, ein andres Mal eine im Sturm des Schmerzes und der Sehnſucht geſchriebene Antwort. Es kamen auch Briefe an mich. Ich antwortete nie, las überhaupt nur die erſten; ich litt zu viel dabei.

Ich habe einen guten Bekannten gehabt, der war ein Kinderfeind: „Kinder! Thiere mit menſchlichen Angeſichtern, egoiſtiſch, gefräßig, grauſam! Pfui!“ Er ging ihnen aus dem Weg. Fand er bei ſeinen liebſten Freunden die Kinder im Salon, an der Thür kehrte er um. Er hätte gern geheirathet, aus Angſt vor den möglichen Folgen blieb er ledig. Erſt als alter Junggeſelle verliebte er ſich ſo ernſtlich und flößte ſo ernſtliche Gegenliebe ein, daß er ſich endlich doch an den Traualtar wagte. Sich und ſeiner nicht mehr jungen, aber ſehr lieben Frau hatte er eingeredet: „Wir kriegen keine Kinder mehr.“ Statt deſſen war ſchon nach kurzer Ehe Ausſicht auf Nachkommenſchaft vorhanden, und der Kinderfeind gerieth außer ſich und quälte ſeine Gattin

aufs Blut mit den Drohungen, die er gegen das Ungeborene ausstieß. Es erschien, und im Momente erwachte in dem bärbeißigen Manne der zärtliche Vater. Er war nicht wegzubringen von der Wiege, verstand jeden Quietsch, den das Würmchen that, besser als Hebamme und Wärterin. Wenn er seinen Sprößling für einige Stunden verlassen mußte, sprach er wenigstens von ihm, langweilte damit alle Welt und brachte seine Frau in die größte Verlegenheit.

Ein zweites Knäblein kam, ein drittes, die Leutchen brachten es auf vier, und jeder neue Ankömmling war in den Augen des begeisterten Vaters immer der schönste, der meistversprechende. Bei jedem avancirte der Papa von der Wärterin zur Kindergärtnerin, von dieser zum Lehrer und zum

Correpetitor. „Wo iſt jetzt Dein Kinderhaß?“ fragte ich ihn einmal. „Wo ſoll er ſein? da iſt er, immer derſelbe,“ gab er mir zur Antwort. „Kinder, gräßlich; pfui!“ „Aber die Deinen?“ Er riß die Augen weit auf und war grenzenlos verwundert. „Die meinen? Du wirſt doch meine Kinder nicht mit andern vergleichen wollen!“

Das Beiſpiel dieſes übrigens ganz tüchtigen und geſcheiten Menſchen warnte mich. Ich war nur zu ſehr geneigt, in ſeinen Fehler zu verfallen. Mir ſchien Lore auch etwas ganz Unvergleichliches. Ich ſetzte mich nur zur Wehre gegen mich ſelbſt, wenn ich ſpöttelte über das Entzücken, das ſie allenthalben hervorrief. Im Stillen gab ich ihr ſüßere Namen, als irgend Jemand er-

ſinnen konnte. Sie war das Licht meines Lebens, Hoffnung und Erfüllung.

Ihr Spielplatz lag den Fenſtern meines Arbeitszimmers gegenüber. Das ſogenannte Kapuzinergärtchen ſtieg da terraſſenförmig empor, faſt bis zur Höhe des erſten Stockes, und gerade vor mir, auf der Wieſe, hüpfte die Kleine herum, ſchlug den Reif, den Ball oder bepflanzte ein Beet mit den winzigſten Blumen, die ſie auftreiben konnte: Augentroſt, Flox, zwerghafte Hauswurz. Von den großen Blumen ſagte ſie: „Die ſind alt, die mag ich nicht.“ Alles Alte flößte ihr Scheu ein, ſie fürchtete ſich vor alten Menſchen, vor alten Thieren. Ich freute mich immer über das gute, friſche Ausſehen meiner Schwiegereltern; es täuſchte das Kind, und ſie bekamen nie von ihm den

grauſamen Ausſpruch zu hören: „Ich mag Euch nicht, Ihr ſeid alt.“

Ihretwegen hätte Lore ihn freilich ohne Weiteres thun dürfen und — was nicht? Ihre Großeltern würden es allerliebſt gefunden haben. Ueber Edith urtheilten C.s klar und unbefangen, über die Enkelin waren ſie verblendet und blieben's, Gott ſei Dank, bis ans Ende. Einen entſchuldbareren Irrthum wüßte ich nicht zu finden. Das Kind war wirklich ein holdes, bezauberndes Geſchöpf. Ich ſtand oft ſtundenlang am Fenſter, hinter dem Vorhang verſteckt, und ſah ihr zu. Alles gelang ihr, Alles gedieh unter ihren geſchickten Händchen. Ihr Gärtlein wurde ein Schmuck der Wieſe. In ihre Arbeit konnte ſie ſich verſenken bis zur Weltvergeſſenheit. Da ſaß ſie auf einem

Puppenſeſſel unterm Tannenbaum und ſtickte ein ſelbſterfundenes Muſter auf durchlöchertes Papier oder auf irgend einen Stoff, ein Kleidungsſtück. Eine Mantille Tante Mauds fand man einmal ſo verziert. „Ich mache kleine, junge Stiche, damit ich nicht ſo oft einfädeln laſſen muß, weißt Du, Johanna,“ ſagte ſie zu ihrer Kinderfrau und ſtocherte und ſtocherte. Manchmal hielt die eifrige Arbeiterin ihr Werk weit von ſich, um zu ſehen, wie ſich's aus der Entfernung machte, und fuhr dann fort mit einem Fleiß, einer Ausdauer . . .

„Nein,“ jubelte ich, „ſie wird nicht werden wie ihre Mutter, die Aehnlichkeit iſt nur eine äußere. Fleiß, Ausdauer waren Edith fremd.“

Wenn Lore endlich doch arbeitsmüde

wurde, ſprang ſie auf und rief ihrer Johanna zu: „Jetzt ſchau, jetzt werd' ich fliegen wie eine Schwalbe.“ Sie breitete die Arme aus und ſtob über den Raſen hin, leichtfüßig, anmuthig, in großen Kreiſen, in kleinen Kreiſen, geradeaus. Jetzt raſch ein paar Flügelſchläge mit den Armen angedeutet, ein Gezwitſcher, dem Vogel, den ſie nachahmte, abgelernt, eine raſche Wendung und wieder ein ſanftes Hingleiten, das wahrlich einem Fluge glich. Ihre dunklen, ſeidenweichen Haare, die ſie halblang und offen trug, flatterten, ſie ſtreckte den Kopf vor, richtete ihre Augen aufmerkſam und regungslos in die Ferne, drückte den Mund feſt zu und hielt in ihrem Flug nur inne, um ihre Johanna anzurufen: „Schau nur, ſchau, mach' ich ein rechtes Schwalbengeſicht?“

Ich hätte auflachen und zu ihr stürzen, sie in meine Arme nehmen, ihr Spielgefährte sein mögen, ihr Neger, ihr Hund.

Ich rang mit den zerschmelzenden Gefühlen, die mich beim Anblick dieser Kleinen, meines höchsten, des einzigen mir ganz zugehörenden Gutes, überfielen. Ich beherrschte mich immer. Ich habe das Kind nicht verwöhnt, nicht verzogen, ich bin mir keiner Schuld gegen meine Tochter bewußt, ich war im Anfang nicht zu mild, in der Folge nicht zu streng.

Lore stand im vierten Jahre, als ihre Mutter uns verließ. Sie hatte einen stummen, thränenlosen Abschied von der Kleinen genommen, und diese suchte sie am Abend im ganzen Hause, fragte Jeden nach ihr, und als es hieß, sie sei fortgefahren, lief das

Kind zum Thor des Hofes und wollte dort auf die Mama warten. Man mußte sie endlich mit Gewalt in ihr Bettchen bringen. Am zweiten Tage war sie halb, am dritten ganz getröstet. Vergessen hatte sie ihre Mutter nicht, ich merkte es oft. Sie sprach nur selten von ihr; sie errieth mit wunderbarem Instinkt, daß sie's nicht sollte, nicht zu Hause und nicht bei ihren Großeltern. Die Anbetung, die sie für Edith gehabt hatte, übertrug sie auf mich — eine Zeitlang. Dann wurde der Großvater von ihr vergöttert. Bei ihm war sie am liebsten, bei ihm unterhielt sie sich am besten, es war nirgends so schön wie bei ihm. Auch diese Begeisterung legte sich, und Tante Maud trat in Gunst, und dann einer ihrer Vettern und dann ihr Pony. Sie

trieb ſtets Götzendienſt mit irgend einem Menſchen oder mit irgend einer Sache, und mir ſchien die jeweilige Vorliebe immer mehr aus der Phantaſie als aus dem Herzen zu kommen. Die Treuloſigkeiten Lores beunruhigten mich.

Maud fand das ganz ungerechtfertigt. In ihren Augen war Treue das Höchſte, die Blüthe und Frucht der edelſten Kräfte im Menſchenherzen. Zur Treue wie zur Dankbarkeit müſſe man heranreifen, ſie von einem Kind verlangen, ſei thöricht.

Wie gern ließ ich mich beſchwichtigen! Doch gab es kein Ende für meine Sorgen; es traten immer neue an die Stelle der alten. Ich mußte der Kleinen nach und nach ihren Hund, ihr Lamm, ihre Vögel wegnehmen, denn ſie quälte dieſe

Thiere. Nur dem Pony ließ ſie Ruhe, weil er ſie einmal tüchtig gebiſſen hatte. Den Armen ging ſie aus dem Wege, nicht nur den greiſen, auch den jungen, denn wenn ſie ſelbſt nicht alt waren, ſo trugen ſie doch alte Kleider.

Und ſo ſchrecklich dies alles mir war, troſtlos machte es mich nicht. Unter den vielen Fehlern Lores entdeckte ich nicht einen von ihrer Mutter ererbten. Angeboren war das Schlechte ihr nicht, es konnte ausgerottet werden. Der Körper des Kindes entwickelt ſich nicht gleichmäßig, warum ſollten ſeine Seelenkräfte ſich gleichmäßig entwickeln? Lore war geſcheit weit über ihre Jahre, gut hatte ſie noch zu werden, und gut ſollte ſie werden. An dieſer Hoffnung hielt ich feſt.

Eines Tags, eines ſchönen Sommertags, kehrte ich vom Feld zurück. Ich war nur vergnügten Geſichtern begegnet, die Ernte verſprach vortrefflich zu werden. Freudige Erwartung lag gleichſam in der Luft und warf ſogar in meine Seele einen Widerſchein. Brot für alle. Brot, der Leckerbiſſen der Armen, Brot, das der Volksmund bei uns mit verkleinerndem Koſenamen nennt. Wahrlich ein troſtvoller Gedanke.

Das letzte Stück Weges führte durch einen ziemlich entlegenen Theil des Gartens, zu deſſen Pförtchen ich den Schlüſſel bei mir hatte. Beim Einbiegen in einen breiten, dichten Laubgang, wen erblickte ich vor mir? Lore. Sie war allein; ich ging hinter ihr her, ohne daß ſie es wußte. Da

ſah ich, daß ſie Studien machte und ſehr ernſthaft und unverdroſſen wiederholte, was ihr nicht gleich gelang. Sie ſtreckte ſich, nahm eine ſteife Kopfhaltung an, änderte ihren leichten Kindergang. Die Ellbogen an den Leib gepreßt und ein bißchen zurückgeſchoben, ſchritt ſie kerzengerade einher, grüßte nach rechts und nach links mit freundlichem und doch würdevollem Neigen des Hauptes. Sie riß ein Blatt vom Strauch und brachte es dicht vor die Augen und betrachtete es, genau wie die kurzſichtige Tante Maud oft that, Tante Maud, die ſie nachzuahmen ſuchte — mit dem größten Glück.

Dieſe kleine Verruchtheit führte ſie aus mit einer Anmuth, einem Humor, die meine ungelenke Hand nicht ſchildern kann. Es

hätte mich ergötzen müſſen, wenn die Comödie nur nicht von der Tochter Ediths aufgeführt worden wäre, wenn ſie mir nur nicht die Erinnerung an jene ebenfalls ſehr gelungene Nachahmung . . .

Kein Vergleich! ich wollte ihn nicht machen, ich wollte auch Herr der Erregung werden, die mich ergriffen hatte, und dann erſt dem Kind die verdiente Strafpredigt halten. Ich blieb ſtehen, wartete, hörte Johanna rufen und ihren Zögling ſchelten, weil er ihr davongelaufen war.

Am Abend, als Lore ſchlief, ging ich, wie ſo oft, zu ihr hinüber, ſetzte mich an ihr Bett und verſenkte mich in ihren Anblick. Auch im Schlafe wechſelte ihr Geſichtchen fortwährend ſeinen Ausdruck. Es begab ſich immer etwas in ihrer Gedanken-

welt, ihre junge Phantaſie ruhte nicht, und die Bilder, die ſie dem ſchlafenden Kinde vorgaukelte, ſpiegelten ſich in ſeinen lieblichen Zügen. Es lächelte, es zürnte, die feinen Brauen zogen ſich zuſammen.

„Wen ahmt ſie jetzt nach?“ fragte ich die Wärterin und ſah ſie dabei ſcharf an.

Sie gerieth in Verlegenheit, ſie war dem Weinen nahe. Du lieber Gott. Sie hatte ſich ſchon alle Mühe gegeben, es dem Kinde abzugewöhnen, aber umſonſt. Lorchen entwiſchte, lief ins Frauenzimmer, in die Küche und führte dort ihre Comödien auf. Niemand war ihr heilig — die Worte trafen mich ins Herz — nicht die Großeltern, nicht der . . . Johanna ſtockte. Und die dummen, abſcheulichen Dienſtleute lachten über ſie, munterten ſie noch auf.

Auch Maud erſchrak, als ich ihr meine Entdeckung und Johannas Geſtändniß mittheilte. Aber ſie rieth: „Keine Ermahnung, keine Strafe; Lore ſoll nicht wiſſen, wie ſchlecht das iſt, was ſie thut. Wir dürfen den bei ihr ſo mächtigen Widerſpruchsgeiſt nicht wecken.“

Von nun an ließ Maud das Kind nicht mehr von ihrer Seite. Die Stunden ausgenommen, die ihren Andachtsübungen und ihren Armen gehörten, widmete ſie Lore ihre ganze Zeit. Sie gab ihr den erſten Unterricht, und bei dieſen Lectionen mußte man Lehrerin und Schülerin ſehen! Die eine voll Hingebung an die Sache, von der Wichtigkeit ihres Amtes durchdrungen, die andere mit halbem Ohr hinhörend, immer zerſtreut, den Kopf immer von der Tante

abgewendet. Sagte die: „Ich bitte Dich, Lore, gieb Acht!“ bekam ſie zur Antwort: „Sekir' mich nicht, ich geb' genug Acht!“ und wie's zuging, wer könnte das ſagen? Das ſcheinbar ſo läſſige Perſönchen hatte Alles gehört, Alles verſtanden, ſich Alles gemerkt. Sie hatte auch Freude an den Unterrichtsſtunden, aber wie hütete ſie ſich, das zu zeigen! Es hätte Maud Freude gemacht, und die ſollte keine haben. Sie war ja ſelbſt eine Freudeverderberin mit ihrer fortwährenden Ueberwachung der Nichte, mit ihrem langweiligen: „Thu das, es iſt ſchön, thu das nicht, es iſt nicht ſchön.“

In Ungnade gefallen bei dem Kind, die Tante Maud! Sie theilte das Schickſal Aller, für die ſich das wandelbare kleine

Ding eine Zeitlang fanatiſch begeiſtert hatte — auch mein Schickſal.

Meine Tochter liebte mich nicht. Ich wußte es längſt. Indeſſen — lächerlich, ſo etwas zu ſagen! — ich wußte es und — glaubte es nicht.

Als ich's endlich doch glauben mußte, warb ich um die Liebe meines Kindes, wie man um Liebe nur werben kann. Von Pflicht, von Dankbarkeit nie ein Wort. Sie ſollte ſich ſelbſt überzeugen, mit ihren eigenen klugen Augen ſehen lernen, daß es einen Menſchen gab, dem ſie und ihr Wohl in Gegenwart und Zukunft Alles war. Nichts konnte meine Liebe zu meinem Kind erſchüttern. Sie hatte ihre Wurzeln im tiefſten Grund meiner Seele. Väterliche

Liebe iſt doch noch mächtiger als die Liebe zu einem Weibe.

Lore war ſieben Jahre alt geworden, als ſie mir zum erſten Mal bewies, daß ſie des Mitleids fähig ſei. Ein Marder, den ich erſchoſſen hatte, flößte es ihr ein. Sie warf ſich neben ihn auf die Erde, ſtreichelte, küßte ihn und brach in Anſchuldigungen aus gegen mich. „Wie bös biſt Du, o wie bös! Du haſt ihn erſchoſſen, und er war ſo ſchön und ſo jung. Armes Marderl, armes, armes!“ klagte ſie. „Es iſt todt, ſeine ſchönen Augen ſind todt, es kann nicht mehr herumlaufen, es kann ſich ſein Fell nicht mehr putzen, ſein weiches, feines Fell. Wer hat Dir das erlaubt?“ ſchrie ſie auf,

ſchlug mit ihrer Fauſt auf den Boden und funkelte mich mit ihren zornſprühenden Augen an.

Ich zwang ſie, aufzuſtehen, nahm ſie bei der Hand, führte ſie in den Hühnerhof und zeigte ihr die Verwüſtungen, die der Marder dort angerichtet hatte. „Siehſt Du," ſagte ich, „nicht nur erlaubt iſt's mir, ein ſo gefährliches Thier zu tödten, ich muß das thun, um unſer und der Andern willen. Heute hat es unſre Hennen erwürgt, ihr Blut ausgetrunken und ihre Eier, morgen würde es beim Nachbarn einbrechen. Es iſt gut und recht, das Schädliche wegzuſchaffen aus der Welt."

„Das Schädliche?" wiederholte ſie. „Nennt man einen Marder das Schädliche?"

„Man nennt in der Jägerſprache alle Thiere ſo, die ſich vom Fraße nützlicher Thiere nähren, des guten, armen Federviehs im Haus, im Wald und auf dem Feld, des kleinen Haſen, der jungen Rehe.“

Sie beſann ſich. Ueber ihre Stirn flog ein Schatten. Die Augen langſam erhebend, richtete ſie ihren erſchreckend klugen und durchdringenden Blick zu mir hinauf, und ſpöttiſche Schadenfreude lachte aus dem Ton, in dem ſie ſprach: „Du biſt alſo das Schädliche, und ich bin das Schädliche. Wir eſſen ja Hühner, Eier, Faſanen, Haſen und Rehe.“

Ich hab' ihr nicht geantwortet. Was hätte ich ihr antworten können?

In der Nacht hatte ich einen furchtbaren Traum. Ich lag da, wehrlos und

gelähmt an allen Gliedern, und ſah einen Marder an mich heranſchleichen, mit leiſen, leichten Schritten. Es war ein unvergleichlich ſchönes Raubthier, ich konnt's nicht haſſen, ich mußte es bewundern, während es mein Herzblut trank, denn es hatte Lores Augen.

In Angſtſchweiß gebadet wacht' ich auf . . .

*

Maud war, obwohl ſie fortfuhr, regelmäßig zu ſchreiben, lange Zeit ohne Nachricht von ihrer Schweſter geblieben. Faſt ein halbes Jahr. Endlich, am 12. Mai 18 . ., kam ein Brief. Die Adreſſe war von fremder Hand, der eines berühmten Pariſer Arztes, der auch ein Krankheitszeugniß geſchrieben und beigelegt hatte.

Der Brief war von Edith. Er liegt vor mir, ich habe mich eben wieder in die ſchattenhaften, haſtend und müd hingeworfenen Züge der einſt ſo feſten, künſtleriſch ausgearbeiteten Schrift verſenkt. Der Inhalt lautet:

„Maud, ich richte meinen Brief an Dich, ſonſt wird er nicht geleſen; ich ſchicke ein ärztliches Zeugniß, ſonſt wird mir nicht geglaubt. Du vermagſt Alles über Franz, beſtimme ihn, zu mir zu kommen.

„Ich möchte ihn noch einmal ſehen vor meinem Tode.

„Die Eltern nicht, Dich auch nicht. Lore . . .“ Ein Fragezeichen, eine große leer gelaſſene Stelle, dann:

„Ich weiß es nicht. Franz ſoll kommen; er ſoll nicht Rache dafür nehmen, daß er

durch meine Schuld vom Todtenbett ſeiner Mutter fern geblieben iſt. Er ſoll kommen, es beſchwört ihn Edith."

Karl und Ethel waren bei uns, als dieſes Schreiben eintraf. Sie übernahmen es, die traurige Kunde den Eltern mitzutheilen und ſie auf alle Fälle abzuhalten, uns zu folgen. Uns, das heißt Lore, Johanna, ich und Maud, die ſofort entſchloſſen war, mitzukommen. Edith konnte vielleicht doch im letzten Augenblick wünſchen, Abſchied von ihr zu nehmen und ihr eine Botſchaft an Vater und Mutter aufzutragen. In zwei Stunden waren wir reiſefertig und auf dem Weg zur Eiſenbahnſtation. Der Kleinen wurde vorläufig das Ziel der Fahrt und auch deren Veranlaſſung verſchwiegen. Sie errieth Alles und war

während der ganzen Reiſe von einer ausgelaſſenen Luſtigkeit, die wir an ihr gar nicht kannten. Die ſparte ſie ſonſt wohl auf für die Geſindeſtube.

„Warum biſt Du ſo luſtig?“ fragte ich.

„Nun, weil wir auf der Eiſenbahn ſind, und ich bin ſo gern auf der Eiſenbahn.“

„Weißt Du, wohin wir fahren?“

„Nein,“ erwiderte ſie mit der größten Unbefangenheit, und Johanna platzte heraus:

„Aber Lore, Du haſt mir doch ſelbſt geſagt: Wir fahren nach Paris.“

Ich wollte wiſſen, woher ſie das hatte, und ſie provocirte förmlich ein Frag- und Antwortſpiel und war übermüthig und ſchlagfertig und gab die ſeltſamſten Einfälle und Beobachtungen zum beſten. Maud und ich

ſahen einander oft ganz verwundert an. Unmöglich, den Spuren der Gedanken nachzugehen, die ſich in dieſem jungen Kopfe jagten. Und das ſelbe Kind, das ſo raſch begriff, für ſo Vieles ein unerhörtes Verſtändniß hatte, hatte keins für die Gemüthsſtimmung, in der wir uns befanden, keine Theilnahme, keine Schonung.

„Ich glaube wirklich, Du biſt luſtig, weil Du ſiehſt, daß Tante Maud und ich traurig ſind," ſagte ich, und ſie zuckte die Achſeln und tollte herum im Waggon, bis der Abend kam und ſie einſchlief.

„Du kennſt die Kinder nicht," verſicherte mir Maud. „Sie ſind am munterſten, wenn ihre Umgebung übler Laune oder betrübt iſt. Es liegt darin eine Art Nothwehr, ein Bedürfniß, die Laſt abzuſchütteln, die ſich

auch ihnen aufbürden möchte und die ihrer innerſten Natur widerſtrebt. Das haben die meiſten Kinder, beobachte es nur."

Getreue Maud! Sie wußte, daß mir nichts auf Erden einen größeren Troſt gewährte, als zu hören: Dein Kind iſt wie andre Kinder. Sie wollte mich beruhigen und beruhigte mich.

In Paris ſtiegen wir im Hotel du Louvre, in unmittelbarer Nähe von Ediths Wohnung, ab.

Als ich die Meinen inſtallirt hatte und mich anſchickte, meinen ſchweren Gang anzutreten, kam es zu einer Scene, die peinliches Aufſehen erregte im Hauſe. Lore lief mir nach bis zur Treppe, klammerte ſich an mich und ſchrie, ich müſſe ſie mitnehmen zu ihrer Mama. Ihre Mama ſei in Paris,

der Großvater habe es ihr gesagt und die Großmutter (das log sie), und nicht mich, o nein, nicht den Papa, sie, ihre kleine Lore, wolle Mama sehen.

Unter Mitleidskundgebungen des Auditoriums, das ihr Toben um uns versammelt hatte, wurde sie ins Zimmer zurückgebracht.

Als ich vor ein paar Tagen dieſe Erlebniſſe aufzuſchreiben begann, war ich ein ruhiger Menſch und mit mir ſelbſt im Reinen. Jetzt hat meine Ruhe mich verlaſſen. Zweifel bedrängen mich. Es taugt doch nichts, in Erinnerungen zu wühlen. Wenn ich nicht ſo innig und ſo heiß nach Deiner Losſprechung verlangen würde, Freund ... aber — mich verlangt nach ihr. Sie iſt das Letzte, das ich noch erſehne.

Weiter alſo!

Der Arzt, ein alter, Verehrung einflößender Mann, empfing mich. Unſer Geſpräch dauerte nicht lang.

„Keine Hoffnung?“

„Keine.“

„Stündliche Gefahr?“

„Nein, es kann noch einige Tage dauern.“

„Wollen Sie ihr ſagen, daß ich da bin?“

„Sie erwartet Sie; ſie hat den Augenblick Ihres Eintreffens genau ausgerechnet. Ihr Wegbleiben hätte ihr verhängnißvoll werden können, Ihr Kommen wird ihr wohlthun.“

Das Krankenzimmer war groß und hell, die Vorhänge waren weit zurückgezogen. Im Sterben noch brauchte Edith das volle Tageslicht nicht zu ſcheuen. Wir begrüßten einander ſtumm. Als ich an ihr Bett trat, griff ſie nach meiner Hand und wollte ſie an ihre Lippen ziehen; die Kraft dazu fehlte ihr. Lang, forſchend, mit ſtrengem Ernſt ſah ſie mir in die Augen.

„Ich ſterbe," ſprach ſie endlich, ganz in ihrer alten Art, das Aergſte zu ſagen, ohne bewegt zu ſcheinen.

Ich behielt ihre Hand in der meinen; ihr Anblick tilgte allen Groll gegen ſie aus meiner Seele.

„Ich habe gebeichtet und communicirt," ſagte ſie; „ich habe auch die letzte Oelung empfangen. Gott hat mir verziehen, verzeih mir auch. Ich verzeih' Dir."

„Du verzeihſt mir — und was?"

„Ich verzeih' Dir, daß Du mich nicht geliebt haſt . . ."

„Edith!"

„Nicht genug geliebt, nicht ſo, wie's mich gerettet hätte. Deine Liebe hätte nicht ſein dürfen wie die eines Mannes zu einem Weibe — ſie hätte ſein müſſen grenzen-

los, göttlich, wie die des Heilands für die Sünderin, für den armen Zöllner. — Vorüber . . . Verzeihen wir einander."

„Ja! ja!"

„Du liebſt mich gar nicht mehr?"

„Du thuſt mir unſagbar leid."

„Wirſt Du bei mir bleiben, bis ich ſterbe?"

„Du wirſt nicht ſterben," ſagte ich, wie jeder Theilnehmende zu jedem Sterbenden ſagt, und bemühte mich, ihr Troſt zuzuſprechen. Ich ſagte ihr auch, daß Maud und das Kind mich begleitet hätten.

Sie bäumte ſich auf: „Du haſt Maud mitgebracht? das thuſt Du mir an?"

„Edith, wie verſündigſt Du Dich an ihr und an mir. Ich ſchwöre . . ."

„Laß nur — ich hab' ja gar kein Recht."

„So willst Du sie nicht sehen?“

„Nein! nein!“

„Und das Kind? Es sehnt sich so sehr nach Dir.“

„Liebt es mich denn? . . . Es soll kommen.“

Ich schickte hinüber. Maud geleitete die Kleine bis zur Thür des Krankenzimmers, kniete dort nieder und betete.

Lore war in die Wohnung Ediths eingezogen wie im Triumph. Ihr Gesichtchen strahlte vor Glück. Sie sah sich um in den reich geschmückten Räumen, sie schwelgte in Wohlgefallen in dem Luxus, der hier herrschte. Beim Anblick ihrer in Spitzen und Seide gehüllten Mutter stieß sie einen Schrei der Bewunderung aus und eilte auf sie zu.

Edith blieb regungslos und ſtarrte ſie an: „Mein Gott . . . Franz . . . das arme Kind,“ murmelte ſie.

„Ich bin nicht arm, ich bin bei Dir!“ rief Lore, „und bleibe bei Dir immer, immer!“

Es war ſchrecklich. Das Kind vermochte nicht ihr eine mütterliche Regung abzugewinnen. Und wie die Kleine ſich mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit an ſie ſchmiegte, und die Sterbende mit geheimem Grauen zu ihr niederblickte, überlief's auch mich; ich mußte der Worte Ediths gedenken: „Das bin ja ich, das bin noch einmal ich.“

Viel Selbſtüberwindung koſtete es ſie, ihre Tochter zu küſſen und zu ſegnen. „Werde anders,“ ſprach ſie und legte ihr die Hand aufs Haupt, „werde anders als

Deine Mutter. Leb wohl. Sie ſoll fort, Franz, und Du bleib bei mir.“

Lore bat nicht mehr, ſie weinte auch nicht. Sie biß die Zähne zuſammen, und ein Ausdruck von unausſprechlicher Bitterkeit verzog ihren Mund. Sie ging, und ich, gefoltert von Mitleid mit ihr, hätte ihr nacheilen mögen.

Aber ich blieb den ganzen Tag, die ganze Nacht und noch einen Tag und noch eine Nacht. Edith iſt ſchwer geſtorben. Herr, mein Gott, Du haſt eine Entſchädigung für alle Leiden des Lebens, Du haſt ein Zeichen der Vergebung für alle Schuld. Herr, mein Gott, gönne jedem Einzelnen des gequälten Menſchenvolkes dieſe Entſchädigung, gieb jedem dieſes Zeichen, — ſchenke jedem einen ſanften Tod.

Meine Schwiegereltern fanden im erſten Augenblick einen Troſt in dem Gedanken, daß Edith losgeſprochen von ihren Sünden und verſöhnt mit Gott geſtorben war. Dann aber kam die Reue. Sie nahmen den größten Theil des Unrechts, das ihre Tochter im Leben begangen hatte, auf ſich. Edith wäre anders geworden, wenn ſie ihr mehr Liebe gezeigt hätten, meinten ſie. Dieſer Selbſtvorwurf vergällte ihnen ihre letzten Jahre.

Es fiel mir auf, daß Karl und Ethel ihre Kinder nicht mehr nach Niedernbach mitnahmen und mich auch nicht mehr aufforderten, Lore zu ihnen zu bringen. Warum? Ich ließ Ausflüchte nicht gelten, fragte ganz beſtimmt: „Meint Ihr, daß Lore einen ſchlechten Einfluß auf Eure

Kinder nimmt?" — „Sie ſind ihr zu klein, zu gering, ſie neckt und quält ſie, iſt auch für ſie viel zu geſcheit, weiß zu viel," lautete die ſo ſchonend als möglich hervorgebrachte Antwort. „Laß einige Jahre vorübergehen, der Unterſchied im Alter wird ſich dann weniger geltend machen. Ganz ehrlich" — damit kamen ſie zuletzt heraus —, „es würde einem Manches an ihr nicht auffallen oder man würde ihm keine Bedeutung zuſchreiben, wenn ſie nicht die Tochter Ediths wäre."

Zu geſcheit! Lieber Gott, ihre Geſcheitheit wäre mir feil geweſen um ein wenig Unbefangenheit, Gedankenloſigkeit, um einen Hauch Wärme und Liebe . . . Und: wenn ſie nicht die Tochter Ediths wäre! Sie hatte es alſo ſchon angetreten,

das mütterliche Erbe — die vorgefaßte Meinung ... Wenn ihre Nächſten ſich von dieſem Vorurtheil nicht befreien konnten, was hatte das Kind von Fremden zu erwarten? Ein namenloſes Mitleid erfüllte mich ...

Der Blick getrübt, die Hand unſicher. Ich ſpähe, ich taſte, ſtatt zu ſchauen, zu greifen. Die Farben des düſtern Bildes, das ich zu malen unternommen habe, weil ich mußte, weil ich nach Befreiung lechze, ſchwimmen in einander. Hilf nach, wo mein Können verſagt. Ordne, ſtell' Alles an ſeinen rechten Platz, wo ich verworren werde.

In dem Jahre, in dem Lore ihren vierzehnten Geburtstag beging, ſchieden meine guten Schwiegereltern aus dem Leben. Mein Schwiegervater ging zuerſt, ſeine Frau ſtarb

ihm nach. Buchſtäblich. Man ſtirbt nicht aus Gram, ſagen die Leute. Sie ſollten ſagen: Es ſtirbt nicht aus Gram, wer will; der erſte Beſte trifft's nicht, man muß dazu etwas Rechtes ſein. Ich ſcheine zu jenen erſten Beſten zu gehören. Beim Tod ihres Großvaters war Lore ganz gleichgültig geblieben. Während ihre Vettern und Baſen, die großen und die kleinen, in Thränen ſchwammen, verbarg ſie die Freude nicht, die ihre Trauertoilette ihr machte. Maud ſagte nicht mehr: „Das iſt Kinderart," ſie ſagte: „Lore iſt ebenſo ergriffen wie die Andern, ſie will's nur nicht zeigen."

Sie hatte den Todten durchaus nicht ſehen, und ich hatte ſie dazu nicht zwingen mögen. An den Sarg ihrer Großmutter führte ich ſie trotz ihres Widerſtrebens. Die

ſchöne, alte Frau in ihrer tiefen Ruh' bot ein edles Bild des Friedens. Der Anblick machte auf Lore keinen andern Eindruck als den einer angenehmen Ueberraſchung. Ich kannte ſie nicht ganz, aber doch genug, um ihr den Gedanken vom Geſicht abzuleſen: Sieh nur, der Tod iſt nicht ſo häßlich, wie ich geglaubt habe.

„Niederknieen!“ flüſterte ich ihr zu. Es waren Leute im Sterbezimmer. Sie ſah zu mir hinauf mit ihrem ewig verneinenden, ewig rebelliſchen Blick; er ſagte: Ich kniee nicht, ich weine auch nicht. Du willſt es, ich weiß recht gut, du willſt, daß ich weine, aber ich weine nicht. Der Zorn übermannte mich. Ich legte die Hände auf ihre Schultern und zwang ſie nieder. Ihre Muskeln waren wie aus Stahl, ſie ſtemmte

ſich mit ihrer ganzen Kraft . . . Heute noch fühl' ich den zarten, jungen Leib mit Widerſtreben und ſchmerzlichem Zucken nachgeben unter der Wucht meiner Hände.

Lache mich aus. Ich fühle auch noch, wie damals der Haß des Kindes mich anfiel wie etwas Körperliches und mir zuraunte in lautloſer Sprache: Mich überwindeſt du nie.

Am Abend beim Gutenachtwünſchen ſagte ſie: „Du haſt mich gezwungen zu knieen, Du biſt der Stärkere; aber nur meine Kniee haben ſich gebeugt. In Wirklichkeit beuge ich mich vor keinem Menſchen mehr, das habe ich meiner todten Mutter auf den Knieen verſprochen."

Ich ermüdete nicht im Kampf um dieſe Seele. Die Nachſicht hatte ſich ohnmächtig erwieſen, nun wurde ich ſtreng, ſtreng bis zur Härte.

Sie war immer geiſtig rege geweſen und blieb es auch. Ihre Gedanken arbeiteten raſtlos. Wer ihr aber zumuthete, dieſe Gedanken auf ernſte Dinge zu richten, erſchien ihr als eine komiſche Perſon. Darin glich ſie ihrer Mutter und den allergewöhnlichſten Weibern. Das Intereſſe, das Lore als Kind, ohne es zu wiſſen und zu wollen, an ihren Studien genommen hatte, ſchwand mit den Jahren immer mehr. Sie lernte unglaublich leicht und unglaublich flüchtig. Wenn ich ſtaunte, wie raſch ſie vergaß, was ſie eben erſt gewußt hatte, lachte ſie triumphirend.

„Ich wüßt's, wenn ich mir's merken

wollte; ich will mir's aber nicht merken. Wozu?" ſagte ſie mir einmal in einem Anfall von Aufrichtigkeit. „Athme ich lieber und leichter, wenn ich weiß, woraus die Luft beſteht? Gefallen mir die Sterne, die Blumen, die Bäume, die Berge und Flüſſe beſſer, wenn man mich in die Intimitäten ihres Privatlebens einführt? Und die Geſchichte, mit der Ihr mich plagt! Die alte iſt gewiß nicht wahr, und die neue erlebe ich. Ich lebe, lebe, will leben, nur leben, mich freuen, mich unterhalten, glücklich ſein!"

Als ſie ſo ſprach, hatte ſie kürzlich ihr ſechzehntes Jahr erreicht. Wir ſtanden auf einer Wieſe im Garten. Es war ein ſonniger Frühlingsmorgen. Die Erde, das feine, üppige Gras, das junge Laub, die jungen Blüthen dufteten, der Waſſerfall rauſchte,

die Vögel ſangen ihre verbuhlten Lieder. Und mein Kind, in ſeinem Trotz und Liebreiz, erſchien mir wie eine Verkörperung der blinden, brutalen Lebens- und Triebkraft, die nichts will, das heißt nichts muß, als ſich durchſetzen, und dabei nebenher alle die Licht-, Duft-, Klangerſcheinungen hervorruft, die uns entzücken.

Eine Libelle kam vom Teiche hergeſchwirrt und raſtete auf einem Grashalm. Vorſichtig hob Lore den Fuß und zertrat ſie. „Warum thuſt Du das?“ fragte ich. „Weil ſie mich ärgert; ſie darf thun, was ſie will — ich werde wie eine Sklavin gehalten.„

„Aber wartet nur, meine Zeit kommt“ hatte ſie offenbar hinzuſetzen wollen. Es ſchwebte ihr auf den Lippen. Ich ſah's, ich kannte ſie ſo gut. Doch beſann ſie ſich

und ſchwieg und lächelte mich mit ſpöttiſcher Drohung an.

Damals hatte ſie angefangen, ihr großes muſikaliſches Talent mit leidenſchaftlichem Eifer auszubilden. Ihre Lehrerin war einſt eine ſehr gefeierte Künſtlerin geweſen. Durch eine unglückliche Heirath ins tiefſte Elend gebracht, fand ſie in meinem Hauſe eine Zufluchtsſtätte und an Maud eine Freundin. Unſere Abſicht war, ſie bei uns abſterben zu laſſen, geſchützt vor Armuth und Noth und vor den Erpreſſungen ihres nichtsnutzigen Mannes.

Lore hatte Anfangs Abgötterei mit ihr getrieben und in hellem Entzücken über ihr geniales Klavierſpiel mehr als einmal ausgerufen: „So ſpielen wie Frau Mitter und dann ſterben!“ Aber ſie ſpielte nicht wie

Frau Mitter. Sie ſpielte wie das frühreife, leidenſchaftlich veranlagte Kind, das ſie war. Ihr ganzes, zugleich kaltes und unbändiges Naturell kam zu Tage in ihrem Spiele, damals ſchon — und ſpäter erſt . . . Am Klavier ließ ihr ſcharfer Verſtand ſie im Stiche, und ſie verrieth von ihrem eigenſten Weſen mehr, als ſie wollte. Große Kälte bei großer Sinnlichkeit. Eine unvergleichliche Kunſt, Feuer anzulegen, ohne ſelbſt Feuer zu fangen. Moraliſche Mordbrennerei.

Um wie Vieles ſchlechter war ſie doch als ihre Mutter, die nicht nur hinriß, die ſich hinreißen ließ, hingeriſſen werden konnte.

Ich ſetzte die Zahl der Stunden feſt, die ſie der Muſik widmen durfte, und wies Frau Mitter an, den Unterricht auf das Studium der Klaſſiker zu beſchränken. Sie

that es, und ihre Schülerin rächte ſich dafür. Sie ſetzte ein Syſtem von kleinen raffinirten Quälereien ins Werk, die ſich nicht bezeichnen, alſo nicht rügen ließen. Scheinbar harmloſe, in Wirklichkeit aufs Blut verletzende Anſpielungen, fortwährende Mißverſtändniſſe. Sie brachte die Unglückliche dahin, das Haus zu verlaſſen und in ihre jammervolle, immer bedrohte Exiſtenz zurückzukehren. Natürlich brachten Maud und ich die alte Dame in Sicherheit; davon aber erfuhr Lore nichts. Maud verſuchte eine Regung der Reue in ihr zu wecken und ſagte ihr eines Tages plötzlich: „Du haſt ſie vertrieben; ſie wird im Elend untergehen durch Deine Schuld.“ Aber das Kind ließ ſich nicht verblüffen, war gleich bei der Hand mit ſeiner rohen und altklugen Weisheit:

„Warum ſoll ſie nicht einen andern Platz finden? Es giebt noch mehr Leute, die Klavierlehrerinnen brauchen.“

Bald darauf kam eine Zeit, in der ſie Fügſamkeit heuchelte. Sie wurde freundlich gegen mich, aufmerkſam gegen Maud. Sie proteſtirte nicht mehr gegen die „eiſerne Fuchtel“, wie ſie ſich ausdrückte, unter der ich ſie hielt. Sie ließ ſich meine Wachſamkeit gefallen und ſpottete ihrer und durfte ihrer ſpotten, denn trotz all und allem wußte ſie ſich ihr zu entziehen. Das Einzige, was ſie wohl je wirklich geliebt hat, war das Böſe. Weil ſie aber nicht treu ſein konnte, war ſie auch dem Böſen manchmal untreu.

Sie hatte Anwandlungen von Frömmigkeit, ſie, die Skeptikerin, die an nichts glaubte

als an ſich, an die Macht ihrer Schönheit und ihres Liebreizes. Manche Menſchen hielten ſie für gut. Sie hatte eine kühle, überzeugte Art, zu ſchmeicheln, die dem Geſchmeichelten wunderbar einleuchtete. Den Spott, der ihr dabei tief innerlich falſch aus den Augen blitzte, auf den Lippen tanzte, ſah nur ich.

Ich habe noch nicht geſagt, daß Lore einen Spielgefährten gehabt hat, den Sohn unſrer Johanna. Er wuchs in meinem Hauſe auf; ſein Vater, einer meiner Beamten, war früh geſtorben. Er hieß oder vielmehr heißt, er lebt ja noch — im Irrenhauſe — Rupert. Ein ſtämmiger, wilder Junge, die verkörperte Unbotmäßigkeit gegen

ſeine Umgebung; aber vor Lore mußte ich ihn ſchließlich retten, wie ich ihre Hunde und Vögel vor ihr hatte retten müſſen. Es gab immer Streitigkeiten zwiſchen den beiden Kindern, und immer endigten ſie mit der Unterwerfung des älteren, ſtarken Buben unter die Tyrannei des kleinen Mädchens. Ein gutes Wort, eine Liebkoſung, und er lag auf dem Boden und ſetzte ihr Füßchen auf ſeinen Nacken; faktiſch.

Sein höchſter Wunſch wurde ihm erfüllt, als Johanna ihm erlaubte, Soldat zu werden. Er hat ſich brav gehalten und in den Militärſchulen immer zu den Vorzugsſchülern gehört. Wir ließen ihn während der Erziehungszeit ſelten nach Niedernbach kommen, ſeine Mutter brachte die Ferien meiſtens auf kleinen Reiſen mit ihm zu.

Als er aber Lieutenant geworden war und ſich als ſolcher bei uns präſentiren wollte, mochte ich ihm nicht die Thür weiſen.

Er war ein hübſcher Burſch geworden, etwas klein zwar und unterſetzt, ſah aber vortrefflich aus in ſeiner neuen Jägeruniform. Sein etwas zigeunerhaftes Geſicht, ſeine braunen Augen hatten einen Ausdruck von männlicher Willenskraft und Energie, der mir gefiel. Die Gunſt Mauds errang er nicht. Sie ſagte: „Der iſt vierhundert Jahre alt, der kommt aus der Holkiſchen Bande und nicht aus der Militärakademie.“

Anfangs benahm er ſich Lore gegenüber ſehr gemeſſen im Gefühl ſeiner jungen Würde. Allmählich ſtellte das alte Verhältniß zwiſchen ihnen ſich wieder her. Einmal luden wir ihn

zu Tiſche, Maud und ich, und wollten, daß auch ſeine Mutter mit uns ſpeiſe. Sie war nicht dazu zu bewegen. „Was mein Sohn, der Lieutenant, an Ehren erfährt, iſt für mich Ehre genug," erwiderte ſie. Und wir konnten froh ſein, daß ſie unſere Einladung nicht angenommen hatte und nicht Zeuge der Grauſamkeit ſein mußte, mit der ihr Rupert von Lore behandelt wurde.

Er aß, wie die Zöglinge unſrer Militärſchulen zu eſſen pflegen, ſchnitt ſein Brod, führte ſein Meſſer zum Munde, fiel über ſein Roaſtbeef her und legte es in Stücke. Lore verfolgte jede ſeiner Bewegungen mit geſpannter Aufmerkſamkeit und fing an, ihm Alles nachzumachen. Höchſt discret, ohne Uebertreibung. Plötzlich legte ſie Meſſer und Gabel hin und ſprach laut und lang-

ſam: „Sie, meine Hund' haben ſchon gegeſſen. Wiſſen Sie, Rupert, wer das geſagt hat?" „Nein," erwiderte er betroffen. „Ein Feldmarſchalllieutenant zu einem Lieutenant, der das Fleiſch juſt ſo geſchnitten hat wie — ich."

Er wußte nicht, was antworten, er wußte auch nicht, was thun. Auf einen Wink Lores redete ihn die franzöſiſche Lehrerin — auch eine der weißen Sklavinnen meiner Tochter — in ihrer Sprache an. Und er ging ganz naiv in die Falle und gab ein Franzöſiſch zum Beſten, das entſetzlich war. Selbſt Maud hatte Mühe, ihren Ernſt zu bewahren. Und Lore traf ſogleich Ruperts Ton und wiederholte die Ungeheuerlichkeiten, die er ſagte, und hob jeden unliebſamen Doppelſinn hervor,

ohne eine Miene zu verziehen, indeß die Franzöſin ſich vor unterdrücktem Lachen wand.

Er begriff endlich, daß man ihn zum Beſten hatte, und in ihm kochte der Zorn. Zehn Jahre lang heiß nach einem ehrenvollen Ziel geſtrebt, es erreicht haben und dort ein junges Ding finden, das einen auslacht, weil man nicht ſo ißt und nicht ſo ſpricht, wie es in dem Kreiſe des jungen Dings üblich iſt, das brächte wohl den Ruhigſten aus dem Geleiſe. Wie denn nicht dieſen nur halb geleckten Bären? Ich konnte kaum den Augenblick erwarten, in dem Maud die Tafel aufhob, winkte Lore heran und befahl ihr leiſe, auf ihr Zimmer zu gehen und dort den Reſt des Tages zu bleiben. Sie wandte ſich an Rupert und

erwiderte laut: „Sehen Sie, Herr Lieutenant, ich bekomme Zimmerarreſt, weil ich Sie geneckt habe bei Tiſche. Mein Vater dictirt mir noch Strafen wie einem kleinen Mädchen.“

Mit unbefangener, höchſt drolliger Ueberlegenheit ging ſie auf ihn zu, reichte ihm beide Hände und ſprach: „Bitten Sie mich wenigſtens für morgen los, und nichts für ungut, Spielkamerad.“

Er faßte ihre Hände und drückte ſie, daß ſie ſich auf die Lippen biß vor Schmerz. Als er das ſah, ſtieg ihm die heiße Röthe der Beſtürzung ins Geſicht. Er zitterte; er hätte ſich vor ihr auf den Boden niederwerfen mögen, wie ehemals. Er war noch der ſelbe, leidenſchaftlich und unfähig der Selbſtbeherrſchung und der Verſtellung.

Erbliche Belaſtung? — Poſſen! Seine Mutter die langmüthige Unterwürfigkeit ſelbſt. Wenn es keine „Herrſchaften" mehr geben wird, ſolche Leute werden ſich welche aus einem Bund Stroh zuſammenflechten. Sein Vater ein tabakſchnupfender, fiſchblütiger Pedant, den nichts aus ſeinem Gleichmuth brachte, der ſich weder freuen noch ärgern konnte.

Und dann wieder: Es gibt keine erbliche Belaſtung? — Poſſen! Edith wiederholte ſich in jedem Blutstropfen ihres Kindes. Lores Fehler waren die Fehler ihrer Mutter, nur zur Potenz erhoben . . . Die Falſchheit zum Beiſpiel. Das wenige Gute freilich fehlte. Lore war einer großen Liebe unfähig. Bei ihr ſchlich ſich überall Berechnung ein. Wie ſie ſo geworden? Nein,

nicht geworden, ſie war ſo geboren, hat ſich ihren innerſten Geſetzen gemäß entfaltet, wie es in ihrer urkräftigen Natur lag, allen äußeren Einwirkungen zum Trotze. —

Rupert war nicht geheilt von ſeiner Anbetung für ſie, und ſie ſorgte dafür, daß er's auch nicht wurde. An dieſem Menſchen hat ſie ihre erſten Studien gemacht in der Kunſt, ſich Andere zu unterwerfen. Es war ein erſter Waffengang mit einem ſchwachen Gegner.

Nach acht Tagen blieb mir nichts übrig, als der armen Johanna zu ſagen: „Ihr Sohn muß fort.“ Sie weinte bitterlich, aber ſie gab es zu, tadelte nur ihn. „Warum iſt er auch ſo ein Narr! Was bildet er ſich ein, der Narr!“

Der Unglückliche ſchrieb an Lore, und

sie brachte mir den Brief . . . Lachend, wie nur sie lachen konnte. Du warst entsetzt, daß sie lachte, und ihr Lachen gefiel Dir doch.

„Eine Erklärung in Militärgeschäftsstyl," sagte sie, und wirklich war's ein wunderliches Schriftstück. So blutjunge, heiße, ehrliche, geschmacklos ausgedrückte Leidenschaft, sie brannte manchmal lichterloh durch das Phrasengedrechsel hindurch.

Sie hatten Abschied genommen, und er hatte sie geküßt. Sie gab das zu mit der größten Unbefangenheit. „Er ist ja der Sohn meiner Johanna, und ich bin noch ein kleines Mädchen; als ein solches wenigstens werd' ich behandelt." Der Kuß des „kleinen Mädchens" hatte ihn toll gemacht. Er fühlte sich gefeit, geweiht, es gab nichts

Unerreichbares für ihn. Ein Eroberer, ein zweiter Napoleon wollte er werden, und Lore dann zu sich erheben.

Und sie lachte und sagte verächtlich: „Der dumme, dumme Rupert, und wie frech er ist.“ Sie begriff völlig, daß er um seiner Dummheit und Frechheit willen noch werde viel leiden müssen, und fand, es geschehe ihm recht.

Die Menschen hinter sich herschleifen, am Leitseil eines Verlangens und einer Sehnsucht, die man nie zu stillen gedenkt, mißhandeln, quälen und dafür vergöttert werden und unumschränkt herrschen über Alle — so dachte sie sich ihre Zukunft. Und so schien sie sich auch gestalten zu wollen.

Um diese Zeit war's, wenn ich nicht

irre, daß Mauds verändertes Benehmen gegen mich mir zuerſt auffiel. Sie vermied, mit mir allein zu ſein, ſie wurde noch zurückhaltender und kühler, als es ohnehin in ihrer Art lag. In ihrer Art, nicht in ihrem Weſen. Sie fühlte tief und warm und treu. Sie ſprach wenig, aber ſie that viel, ſie bedauerte nicht, aber ſie half. Daß ſie frömmer wurde von Jahr zu Jahr, das iſt die einzige Veränderung, die ich an ihr wahrgenommen habe im Laufe der Zeit. Auch ihr Aeußeres veränderte ſich wenig. Sie alterte, aber ſie gehörte zu den ſeltenen Ausnahmen unter den Frauen, die auch im Alter ſchön bleiben.

Es war ſchon öfters vorgekommen, daß Lore, wenn ſie mich im Salon Mauds wußte, eintrat, irgend eine Frage ſtellte

Werner Klar iſt da und bleibt einige Wochen bei uns."

Du kennſt den Mann, deſſen wahren Namen zu nennen mir widerſtrebt. Er hat einen Weltruhm errungen. Damals begannen die Sehenden unter ſeinen Freunden und Feinden ſchon zu ahnen, daß er ihn erringen werde. In jeder Hinſicht ein Auserwählter und Begnadeter, hat er die Noth des Lebens nie gekannt. Er iſt auf Händen getragen worden von ſeiner hochgebildeten und wohlhabenden Familie. Er iſt nicht durch die Schulen gegangen, er iſt im Triumph durch die Schulen gezogen und hat nebenbei immer etwas „ernſtlich" getrieben. Muſik zum Beiſpiel oder Malerei oder alle Arten von Sport. Daß auch in dieſes glanzvolle Leben ein

ſchwerer Schatten von Schmerz und Schuld fiel, dafür hat Lore geſorgt, und er hat ihr ein Denkmal geſetzt, das ſie und — freilich auch ihn verherrlicht. Der große Philologe hat ein kleines Epos geſchrieben, in dem die Todte im verklärten Bilde weiterlebt.

Heute noch wird jede Frau, wenn ſie nicht ganz ſchwachen Geiſtes iſt, ſtolzer darauf ſein, ſeine Aufmerkſamkeit zu wecken, als die eines ganzen Zimmers voll Modeherren. Er iſt heute noch ein Urbild männlicher Schönheit, und noch machen Maler und Bildhauer Jagd auf ihn. Zu jener Zeit lag auf ſeinen feinen, von Geiſt durchleuchteten Zügen der ganze Schmelz der Jugend . . .

Er war keine ſinnliche Natur; die

Frauen hatten bisher in seinem Leben nur Nebenrollen gespielt. Er liebte den Umgang mit ihnen, ließ sich ihre Schmeicheleien und Huldigungen gern gefallen, Einfluß nahmen sie auf ihn nicht.

Er war ein entzückender, selbst die Stumpfsinnigen hinreißender Gesellschafter. Es verstand sich von selbst, daß er nur in einen Kreis zu treten brauchte, um sogleich sein Mittelpunkt zu werden. Dabei war er durchaus nicht liebenswürdig. Liebenswürdigkeit bedingt eine gewisse Unterordnung dem Werth, der Stellung, der Ansicht Anderer gegenüber. Unterordnung jedoch kannte er nicht. Er fühlte sich hoch erhaben über alle Anwesenden und dachte nicht daran, es zu verbergen, und weder Männer noch Frauen fühlten sich da-

durch gedemüthigt, alle bewunderten und liebten ihn.

Als Lore und er einander zum erſten Mal entgegentraten und mit befremdeten Blicken maßen, das war merkwürdig.

„Alſo dieſen langen Gelehrten da zu haben, ſoll Ehre ſein und Glück?“

„Alſo dieſem kleinen Mädchen ſoll man nicht ungeſtraft in die Augen ſehen können?“

Lore iſt aus dem Leben gegangen, ohne eine noch ſo flüchtige Regung des Gefühls gekannt zu haben, das den Menſchen am höchſten adelt — der Verehrung.

Das Genie Werner Klars, die großen Gedanken, die er ausſprach, imponirten ihr nicht; was ſie bezwang, das war ſeine Schönheit, ſein Witz, ſeine Geſchicklichkeit.

Beim Fechten, beim Piſtolen- und Bogenſchießen, beim Wettrudern auf dem Teiche war er der Sieger, immer er. Und daran hatte er eine kindiſche Freude, erwartete Complimente und forderte ſie heraus. Er hielt ſich für einen guten Reiter — aber mit Unrecht, in dieſer Kunſt hatte er's nicht weit gebracht. Lore machte ihm eine ſpöttiſche Bemerkung darüber, und nun mußte mein Schwager ihn täglich auf der Reitſchule vornehmen und abrichten wie einen Rekruten. Dieſen Menſchen!

Ethel ärgerte ſich darüber: „Er iſt nur unter der Bedingung gekommen, daß ihm nicht der geringſte Zwang auferlegt werde in der Verwendung ſeiner Zeit, und jetzt verliert er alle Vormittage ein paar Stunden, um es im Reiten doch nicht

weiter zu bringen, als das gewöhnlichſte Offizierlein.“

Was mir an Werner Klar immer gefallen hat, war, daß ſein eigenes Intereſſe geweckt wurde, ſobald er bei jemand Anderem ein Intereſſe für etwas Ernſtes fand, mochte es ſich nun um das ABC einer Wiſſenſchaft oder um ihre ſchwierigſten Probleme handeln. Er war ſchon ſehr verliebt in Lore, und ſie war's noch mehr in ihn, als er einmal während eines ganzen Abends mit einer alten Doktorin der Philoſophie von der Weltentſtehungslehre, ich weiß nicht mehr welches griechiſchen Denkers, geſprochen hat.

Er ſchien ſich der Anweſenheit Lores erſt zu erinnern, als wir uns verabſchiedeten.

Im Wagen ſagte ſie dann: „Dieſer Werner Klar iſt der größte Geck. Ich haſſe ihn.“ Du liebſt ihn, dachte ich und ſegnete dieſe Liebe und hoffte, hoffte auf ſie.

Standesvorurtheil? Plunder für einen in meiner Lage. Nur keine Verantwortung mehr haben, nur erlöſt ſein. Ich erwartete jeden Tag, daß er kommen und ſich erklären würde, aber er kam nicht und liebte ſie doch und wurde wiedergeliebt. Er verrieth ſich manchmal durch ein raſches, unwillkürliches Aufglühen in ſeinen Augen, durch die ſelig triumphirende Art, in der er ſie anſah. Sie verrieth ſich nie; ſie war auch nie ſchöner, nie umworbener, als in dieſer Zeit. Ueber ihr Weſen waren alle Zauber der Anmuth und Holdheit er-

goſſen, ſie ſchwelgte in Freude an ſich ſelbſt . . . Wer hat damals nicht gerungen um ihre Gunſt? wer von Allen, die Aufnahme fanden im gaſtfreien Hauſe meines Schwagers? Sie entmuthigte Keinen, ſie ließ Jedem einen Schimmer von Hoffnung, bis er ſie ausſprach. Dann war er gerichtet und konnte ſeiner Wege gehen, leichter oder ſchwerer verwundet. Nicht Alle ſind geneſen. Da war einer, der einzige Sohn armer Eltern, ihr ganzes Glück, ihre ganze Hoffnung — — — genug! Unheil und Schuld bezeichnen den Weg, den Lore gegangen iſt in ihrem kurzen Leben.

Auf einmal hieß es: Werner Klar unternimmt eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Indien, und es iſt ſo gut, als wäre er ſchon

fort, man ſieht ihn nicht mehr. Seine Wirthe haben ihm einen Pavillon am Ende des Parks eingeräumt, und er kommt nicht einmal zu den Mahlzeiten ins Schloß, treibt vorbereitende Studien zu ſeiner Gelehrtenfahrt.

Eines Tages kommt Fürſt Emil Nordhauſen, ganz bewegt, ganz ergriffen, der ruhige Menſch, und wirbt um die Hand Lores und hat ihr Jawort.

Du kennſt auch den, Du weißt von dem Jahre langen Verhältniß, in dem er zu einer liebenswürdigen Frau geſtanden hat. Wenn der Ehebruch ſich entſchuldigen läßt, in dem Falle war er entſchuldigt. Sie ſchmählich verlaſſen, er frei. Ihren, nach menſchlichen Geſetzen unrechtmäßigen, Bund hat die Treue geheiligt. Nach dem Tode

noch hat er ſie der Vielgeliebten bewahrt — bis ſein Unſtern ihn Lore begegnen ließ.

Eines Tages kommt der ruhige, ſtille Menſch ganz bewegt, ganz ergriffen und ſagt: „Ich bitte um die Hand Deiner Tochter, ich hab' ihr Jawort.“ Das war kurz nachdem Werner Klar ſein Einſiedlerleben angetreten hatte.

„Ich hab' ihr Jawort,“ ſagte er, und wie er mein Staunen und Zögern ſah, wurde ſein ehrliches Geſicht roth bis an die Haarwurzeln. „Was haſt Du gegen mich? Du findeſt mich zu alt für ſie? Ich bin jünger als mancher Junge,“ und er richtete ſeine Hünengeſtalt ſtolz auf. „Es fällt mir nicht ein, zu glauben, daß ſie verliebt in mich iſt. Liebe fordere ich

nicht. Ihre Sympathie und ihr Vertrauen ſchenkt ſie mir."

So dumm ſind wir. Liebe nicht fordern. Damit glauben wir etwas Großmüthiges und Uneigennütziges zu thun. Was Du nicht „forderſt", fordert des Weibes innerſte Natur.

Ich ärgerte mich und war doch gerührt — von dem Ausdruck ſeiner Augen. Große Hunde von edler Raſſe ſehen einen manchmal an, unausſprechlich traurig, ergreifend vorwurfsvoll. Jeder Hundefreund kennt den Blick. Schau nur recht, Du findeſt ihn manchmal bei ganz guten, ehrlichen Menſchen.

„Nein, lieber Freund, Du biſt nicht zu alt, und ſie iſt noch ſehr jung," gab ich ihm zur Antwort, „und deshalb habt ihr

Zeit zu warten. Man heirathet nicht über Hals und Kopf, man lernt einander kennen. Du kennſt Lore nicht.“

Er ſie nicht kennen! Da kam ich ihm recht! Er wollte Lore beſſer kennen als irgend Jemand, beſſer jedenfalls als alle, die ihr zu Füßen lagen. Von denen ließ ſie ſich huldigen, ja, das that ſie. Ihr Vertrauen beſaß er allein. Er wußte Alles von ihr, auch von ihrer Schwärmerei für Werner Klar. Von dem war ſie geblendet geweſen beim erſten Anblick. Er wäre ihr auch gefährlich geworden, wenn er's dabei gelaſſen hätte, bei dem einmaligen Blenden. Das aber genügte ſeiner Eitelkeit nicht, und in einem Zuſtande immerwährenden Geblendetſeins leben, hielt Lore für ein zweifelhaftes Glück.

„Ich bin ihrer ſicher!“ rief er aus. „Eine erſte Schwärmerei hat nichts zu bedeuten. Welcher noch ſo heiß geliebte Mann darf ſich rühmen, der Erſte zu ſein, für den ſeine Frau geſchwärmt hat? Und wenn er ſie aus der Kinderſtube weg-heirathet, mit irgend einem Prince charmant iſt ihre Phantaſie ſchon beſchäftigt geweſen, mag er ihr nun in Geſtalt eines Unerreichbaren erſchienen ſein, der ſein Viergeſpann an ihrem Fenſter vorbeikutſchirt, oder in der ihres Klavierlehrers.“

Er gerieth immer mehr in Eifer, und ich hörte ihm zu und bewunderte — den Verſtand meiner Tochter. Sie redete aus ihm; er ſah und dachte, wie ſie wollte, daß er ſehe und denke. Nein, es giebt nichts Schwächeres, nichts Blin-

deres, als einen ſtark verliebten ſtarken Mann.

Natürlich blieb ich dabei: „Du bekommſt keine Antwort, bevor ich mit Lore geſprochen habe.“ Damit mußte er ſich beſcheiden.

Er einmal fort, und ich ließ ſie rufen. „Um Alles in der Welt,“ ſagte ich ihr, „Du liebſt nicht ihn, Du liebſt Werner Klar.“ — Ich höre ihre Antwort noch, ich ſehe noch ihre ſpöttiſche, unendlich kühle Miene.

„Würdeſt Du mich dem geben? Du haſt hochfliegende Pläne mit mir, das muß man Dir laſſen. ‚Frau Doktor Klar?‘ Nein, ich danke.“

„Du liebſt ihn alſo nicht, und er liebt Dich nicht?“

„Ich glaube kaum.“

Sie war damals ſchon ſeine Geliebte und ſagte: „Ich glaube kaum. Heirathen würde er mich auf keinen Fall; was ſollte er mit einer Frau, wie ich bin, anfangen? Er braucht eine hübſche Wirthſchafterin, die aufgeht in der Sorge um ſein leibliches Wohl und keine Anſprüche an ihn ſtellt. Alſo wiſſe: ich habe mich für Werner Klar intereſſirt, werde mich immer freuen, ihn kennen gelernt zu haben, weiter nichts. Jetzt iſt er untergegangen in ſeinen Studien, und ich heirathe Nordhauſen, bin ihm gut und will ihn glücklich machen.“

So ſprach meine ſuperkluge Tochter. Was hätte ich für ein paar jugendlich-thörichte Worte des neunzehnjährigen Kindes gegeben!

Ich habe Nordhausen eine ebenso treue Schilderung ihres Charakters gemacht wie Dir, nichts verhehlt, nichts beschönigt. Die Folge davon war, daß er gegen mich zurückhaltend und mißtrauisch wurde, und daß seine Liebe zu dem armen, von ihrem eigenen Vater verkannten Kinde durch heißes Mitleid verstärkt wurde.

Sie verlobten sich. Die Schwester Emils und sein Schwager kamen aus Bayern mit ihrer zahlreichen Familie, und die Familie der Familie folgte nach. Alle vergötterten Nordhausen, er war ihre Stütze, ihre Vorsehung. Sie fanden ihn verwandelt, verjüngt durch das Glück und hüllten Lore, die das Wunder vollbracht hatte, in Weihrauchwolken. Sie schmeichelte sich bei Jedem ein und verspottete ihn

hinterrücks mit ihrer Französin. Maud machte ihr Vorstellungen darüber, da sprach sie: „Ach was! Sie sollen nur um mich herumhüpfen; wenn ich einmal Fürstin Nordhausen bin, wird Einer nach dem Andern fliegen lernen — zur Thür hinaus.“

Die Brautzeit sollte nur sechs Wochen dauern. Wir waren im Spätsommer, und Emil hing das Herz daran, seine junge Frau noch vor dem Blätterfall in ihr zukünftiges schönes Daheim einzuführen. Er wünschte, daß sie es kennen lerne und sehe, daß sich's dort leben lasse. Sobald der Herbst anrücken würde, wollten sie nach dem Orient reisen.

Mein Schwager und Nordhausen betrieben eifrig alle geschäftlichen Angelegen-

heiten, Maud und die Schweſter Emils hatten vollauf mit Anordnungen im Hauſe zu thun. Ethel und mir blieb die Sorge für die Unterhaltung unſrer Gäſte überlaſſen. Ich bin dieſer hausherrlichen Verpflichtung ſchlecht genug nachgekommen. Das luſtige Treiben der jungen, die Geſpräche der alten Leute waren mir gleichgültig und läſtig. Es gab nur eine wichtige Sache für mich: meine Tochter beobachten und — eine unbeſtimmte, aber namenloſe Angſt trieb mich dazu — ſie überwachen.

*

Ich muß mich hüten, zu überleſen, was ich da geſchrieben habe, ſonſt vergeht mir der Muth, fortzufahren.

Vor zwei Tagen legte ich die Feder weg; heute will ich ſie zum letzten Mal wieder aufnehmen. Du wirſt vielleicht nicht weniger Mühe haben zu leſen, als ich Mühe habe zu ſchreiben. Verliere trotzdem nicht die Geduld; ergänze die Lücken in meiner Erzählung, entſchuldige die Wiederholungen, berichtige die Widerſprüche, ſuche Dich zurecht zu finden, wenn ich verworren werde.

Lore ſchien nicht nur glücklich, ſie war's. Ihr Wille geſchah, es ging Alles nach ihrem Kopfe. Sich vor den Augen der Welt im Glanze des Ranges und des Reichthums zeigen, jeden Vortheil in Anſpruch nehmen, den ſie bieten können, und im Geheimen die verbotene Frucht genießen und dabei der Narren und Thoren ſpotten, die

Einen ehren und bewundern, iſt genug für den Anfang.

Wie ſie Werner Klar dazu gebracht haben mag, ſich da, wo er Herr ſein konnte, zu der Rolle des Günſtlings zu erniedrigen? Oder war's, wie ſie ſagte, wollte er ſie nicht zur Frau nehmen? Er iſt wohl zu ſtolz, um eine Braut aus der ſogenannten Geſellſchaft heimzuführen, aber nicht zu ſtolz, um ſich zum gemeinen Diebe zu machen und das Eigenthum eines Andern zu ſtehlen.

Werner Klar zeigte ſich wieder in unſrem Kreiſe und wieder bereit, ſich von den Frauen anſchmachten zu laſſen, was ſie redlich beſorgten. Glänzend, geiſtſprühend, von ſonniger Heiterkeit, mit einem Worte, der ſelbe in den Augen Aller, nur nicht in

denen Ethels und den meinen. „Menſchen wie der und Lore ſind nie ganz zu durchſchauen," ſagte meine Schwägerin. Sie meinte, Lore hätte die Wahl gehabt zwiſchen Nordhauſen und ihm, und war nun überzeugt, daß er das Aeußerſte that, um zu verbergen, wie ſchwer die erlittene Zurückſetzung ihn traf. Ihm kann ein Weib nicht weh thun und überhaupt Niemand, er iſt der unverwundbare Halbgott, er ſteht zu hoch, als daß eine Kränkung ihn erreichen könnte. „Das trägt er zur Schau," meinte Ethel, „was in ihm vorgeht, werden wir nie erfahren."

Sie behielt recht; Werner Klar gehörte zu Denen, die nach der Verlobung am wärmſten und herzlichſten Glück wünſchten.

Kurz vor dem Vermählungstage kam noch ein moraliſch bis an die Zähne Gerüſteter: Rupert. Er wolle ſeine ehemalige Spielgefährtin zum letzten Mal im Vaterhauſe begrüßen und ſich vorſtellen als gereiften, von einer Jugendthorheit geheilten Mann. Im überfüllten Schloſſe konnte er nicht aufgenommen werden und war bei ſeinem Freunde, dem Oberförſter, abgeſtiegen, für einen Tag, hieß es.

Er brachte ſeine Gratulation in guter, natürlicher Haltung vor und empfahl ſich.

Das war am Montag. Samstag ſollte die Trauung ſtattfinden. Zwei Tage vorher hatte Emil noch eine Beſprechung mit dem Notar und fuhr nach Tiſche in die zwei Stunden weit entfernte Stadt. Wir Alle begleiteten ihn zu ſeinem Wagen. Er

ſtatt des Jagdpferdes führten ſie mir ein Pony vor, und zugleich kam mein Jäger mit dem Stutzen und der Jagdtaſche. Ich hatte nicht beabſichtigt, „auf den Bock“ zu reiten, aber gut. Ich thue, was ich in letzter Zeit oft gethan habe, paſſe den Geſellen ab, nehme ihn aufs Korn, wir ſehen einander an, und ich denke: Geh' deiner Wege, genieß' noch eine Weile dein bißchen Leben. Ich ritt dem Walde zu und hatte ihn kaum erreicht, als mir Creſchi entgegenſtürzte mit zerriſſenen Kleidern, zerzauſten Haaren, ganz außer ſich. „Ach, Herr, Sie, Sie, Gott ſei Dank, Sie! Er hat mich gemürgt; ich hab' ihm ſagen müſſen, wohin ſie geht. Ins Waldhaus, Herr, vom Heger aus, durch den Buchenwald. Und er, ich bin's gewiß, Herr, ver-

ſteckt ſich bei den Erlen; jagen Sie zu den Erlen, Herr, Sie kommen noch zurecht, retten Sie . . ."

„Wer hat Sie gewürgt? Wer verſteckt ſich?"

„Rupert — der ſie erſchießen will . . ."

Sie ſprudelte Alles heraus. Lore war Werner Klars Geliebte, und Creſchi — im Hauſe erzogen, bisher immer brav und treu, war ihre Helfershelferin. Wo Lores Einfluß waltete, da entſprang ein Quell des Böſen. Die Zuſammenkünfte hatten ſtattgefunden da und dort, und Rupert mußte dahinter gekommen ſein. Er hatte die Gegend nicht verlaſſen, verbarg ſich beim Förſter, lauerte ihr auf. Geſtern war er ihr in den Weg getreten und hatte ſie bedroht. Vor dem Bräutigam ſtreiche er

die Segel, vor dem Geliebten nicht. Sie beſchwichtigte ihn, ſie verſtand das, und er verſprach zu ſchweigen unter einer Bedingung. Da lachte ſie ihm ins Geſicht. Creſchi fürchtete Rupert und hatte Lore beſchworen, nicht zur Waldhütte zu gehen, aber die Antwort erhalten: „Weißt Du nicht, daß ich den Rupert in der Taſche habe? In einer Stunde bin ich zu Hauſe. Geh' voraus. Wenn ſie nach mir fragen, ſag' nur, daß ich Dir langſam nachkomme."

Das Mädchen ließ die Zügel meines Pferdes los, die ſie gefaßt hatte. „Herrgott, jetzt will ich ihr entgegen, ſie zu warnen, und gottlob! treffe Sie, Herr. Reiten Sie zu den Erlen, Sie kommen noch zurecht." Sie wandte ſich und rannte in den Wald, dem Hegerhauſe zu.

Du mußt wiſſen, die Laubhütte ſteht auf einer Anhöhe unter dichten Bäumen. Bei den Erlen trennt ſich ein ſchmaler Pfad, der zu ihr hinaufführt, vom ebenen Waldwege. Wenn Lore aus dem Hegerhauſe kommt, ſchneidet ſie die Ecke ab, geht ſchräg unter Buchen, die ziemlich ſchütter ſtehen, auf die Erlen zu, dem Mörder gerade in den Schuß. Creſchi hat ſich das Alles ganz richtig ausgedacht; einen beſſeren Stand auf das Wild, dem er auflauert, konnte der Mörder nicht finden. Ich habe nichts im Kopfe als: vorwärts! Der Waldboden iſt weich und elaſtiſch, der Hufſchlag meines kleinen Gauls unhörbar. In der Nähe der Erlen ſteigſt du vom Pferde, denke ich, ſchleichſt ihn an und ſpringſt ihm an den Hals.

Nur zu, nur zu! Und da ſeh' ich ſchon die Erlen ihre zarten Wipfel im Winde wiegen.

Du mußt mir Alles glauben, was ich ſterbender Mann Dir ſage, ſo unwahrſcheinlich es auch herauskommt, weil ich zur Mittheilung der Gedanken, die ich in einer Secunde gedacht habe, eine Minute brauche. Wie ich die Erlen erblicke, beſinne ich mich, daß Lore als kleines Kind dort immer Verſtecken geſpielt hat. „Wo iſt ſie hingekommen?" — „Fort auf Nimmerwiederſehen," mußte man fragen und antworten, bis ein köſtlich nachgeahmter Wachtelſchlag ſich im Buſche hören ließ. Nun galt's ſtaunen: „Eine zahme Wachtel! Sie hört uns und fliegt nicht davon." — Da trat ſie hervor und weidete ſich an

unſrer Ueberraſchung; ihre Augen leuchteten — leuchteten mir Seligkeit ins Herz. Sie war ſo unſagbar lieblich und ſo entzückend dumm.

Nein, es iſt unmöglich: den Mann, der ihr ſeine Ehre, ſein Lebensglück anvertraut, im Voraus betrügen kann ſie nicht. Sie iſt das Kind ihrer Mutter, aber auch das meine. Hat ſie nicht geſagt: „Ich bin ihm gut und will ihn glücklich machen?“ . . . Wie ſie ihm eben erſt die Roſenknoſpe in den Wagen hinaufgereicht hat und zu ſagen ſchien: Das bin ich und bringe mich dir dar . . .

Nein, nein, nein! es iſt unmöglich. Die Todesangſt, die mich quält, iſt krankhaft, die Bewegung mit Creſchi ein Traum; ich bin im Fieber, Wahnvorſtellungen narren

mich. Ich ſtieg ab, band das Pferd an einen Baum, ſchlich vorwärts und horchte in die regungsloſe Stille hinein. Ein dürres Blatt fällt von einem Aſt zur Erde, ich wende den Kopf und — meine Haare ſträuben ſich. Nicht viele Menſchen haben empfunden, was ich in dieſem Augenblick, ſonſt müßte es mehr Verrückte geben.

Unter den Buchen kommt eine ſchlanke Geſtalt leichten, raſchen Ganges einher. Ihr mattweißes Kleid, die weißlich-grauen Stämme ſind kaum von einander zu unterſcheiden. Ich aber habe Jägeraugen, ich meine auf dem Geſicht der Nahenden helle Freude ſchimmern zu ſehen . . . Einmal wieder betrüg' ich euch Alle. Was ihren Schritt beflügelt, iſt ein ſieghaftes Glücksgefühl.

Ich wollte aufschreien: „Zurück!“, aber das Wort starb mir im Munde. Alle Pein der Vergangenheit und Gegenwart, alle Schauder vor der Zukunft ballten sich in eine Anklage zusammen. Sie lebt zum Unheil eines Jeden, der ihr naht, ist das Schädliche; fort mit dem Schädlichen aus der Welt. Das Schicksal walte! Laß es geschehn!

Das ging wie ein Blitz durch meinen Kopf. Im nächsten Augenblick aber stürze ich vor, sie mit meinem Leibe zu decken. Ein Schuß fällt. Kommt nicht von den Erlen her, streift mich. Ich juble: „Gefehlt!“ und bin bei ihr.

Sie liegt auf dem grünen Waldesgrund. Ein Blick genügt. Den Schatten, der sich über ihr Angesicht breitet, den wirft der

Tod. Mein armes, vielgeliebtes, mein verlorenes Kind!

Ich kniee nieder, ich bette ihren Kopf an meinem Herzen. „Einen Gedanken an den Allbarmherzigen, Lore — einen Gedanken der Reue! — Du ſtirbſt.“

„Ich ſterbe?“ Ein furchtbares Entſetzen malte ſich in ihren Zügen. Ihre Lippen verzogen ſich wie die eines Kindes, das in Weinen ausbrechen wird. Sie ſah meine Verzweiflung, hörte mein Beſchwören und bezwang ſich noch und blieb ſich treu bis zuletzt! Ihr Blick richtete ſich mit unerbittlichem Trotze auf mich, und ſie flüſterte: „Ich ſterbe — auch gut.“

Eine ſeltſame Fügung. An ihrem Todestage hat Lore nur eine Gedankenſünde begangen. Werner Klar war zu

dem Stelldichein, das ihr das Leben koſtete, nicht gekommen. Einige Wochen ſpäter fand Maud, in der Laubhütte verſteckt, einen Brief von ihm.

„Lore, ich komme nicht. Ich liebe Dich mehr, als wir beide ahnten; wenn ich Dich heute in meine Arme nehme, gebe ich Dich lebend nicht mehr frei. Du warſt ſchon mehr als einmal, wenn Du Dich von mir losriſſeſt, dem Tode ſehr nahe. Leb' wohl; ich ſage nicht: Auf Wiederſehen, denn ich will nicht theilen, ich will aufhören, Dich zu lieben. Leb' wohl, Lore. Du haſt mich glücklicher gemacht, als ich glaubte durch ein Weib werden zu können."

Das Gehirn könnt' man ſich zu Schanden denken und fände keine Antwort auf die Frage: Wie war's möglich, daß ich gezögert habe, ihr zu Hülfe zu eilen?

Lieber Freund, ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen: Es braucht nicht Alles möglich zu ſein, was geſchieht. Kein Logiker wird das gelten laſſen, und es iſt doch ſo.

Eine Erklärung dafür, wie ich zögern konnte, werde ich nie finden. Die Erinnerung hätte mir nicht kommen dürfen. Die Erinnerung an die holde Kinderzeit Lores, der plötzliche Anblick dieſes Geſchöpfes auf dem Wege zum ſchändlichſten Verrath . . . Das war's. Und es war gut, ſollte mich nicht reuen. Wir ſind der Schmach entgangen, die ſie über ſich und

uns gebracht hätte. Die wenigen Wiſſenden ſchweigen, die Uebrigen erzählen einander die traurige Geſchichte von ihrem Jugendgeſpielen, dem armen Rupert, der im Irrenhauſe ſtarb. Er hatte den Verſtand verloren aus Liebe zu der Unerreichbaren und ſie am Vorabend ihrer Vermählung erſchoſſen.

Nordhauſen betrauerte ſie lange, nahm dann eine ſchöne, brave Frau und lebt glücklich. Welche Zukunft hätte ihn an Lores Seite erwartet? Und ihre Kinder — wie viel Unheil hätten die über die Welt bringen können? — können ... Da ſtehen wir wieder vor einem Fragezeichen. Vielleicht auch Heil. Unzählige Beiſpiele im Leben und in der Geſchichte beweiſen ... aber freilich — was ſind Beweiſe? ..."

Die Erzählung bricht hier ab. Was folgt, iſt ein mit verzweiflungsvoller Leidenſchaft geführtes Plaidoyer für die Todesſtrafe. Es ruft auf zum Vernichtungskampf gegen das Böſe, und der feurige Haß, der aus ihm flammt, hat etwas Hinreißendes.

In dieſem Haß hat der Mann Rettung vor dem Zweifel geſucht, der ihn mit wachſender Qual bedrängt haben mag, während er ſeine traurige Geſchichte niederſchrieb.

Als ſein Freund ſie geleſen hatte, eilte er zu ihm, fand ihn aber nicht mehr lebend.

Die Todtenwacht.

Erzählung.

Es war am Ende eines kleinen Dorfes im Marchfeld, das letzte, das ärmlichſte Haus. Seine niedrigen Lehmmauern ſchienen jeden Augenblick aus Scham über ihre Blöße und all' ihre zu Tage gekommenen Gebrechen in ſich zuſammen ſinken zu wollen. Das ſchiefe Strohdach bot nur noch einen ſehr mangelhaften Schutz gegen Hitze und Kälte, Sturm und Schnee. Die Eingangsthür, die des Schloſſes entbehrte, war mit Stricken an den verroſteten Angeln befeſtigt, klaffte von allen Seiten und hatte

längſt aufgehört, eine feſte Schranke zu bilden zwiſchen der Straße und dem einzigen Wohnraume der Hütte. Durch eine ſeiner Fenſterluken drang ein ſchwach flackernder Lichtſchein in das Dunkel der Octobernacht. Er ging von einer Talgkerze aus, die am Fußende eines Sarges brannte. Der Sarg ſtand noch offen auf einem Schragen mitten in der Stube, und in ihm ruhte die Leiche einer kleinen, alten Frau. Sorgfältig angethan, mit dem Ausdruck ſeligen Friedens auf dem greiſen Geſichte, nahm ſie ſich faſt zierlich aus in ihrem letzten Bette. Ein weißes Tüchlein war um ihren Kopf gewunden und unter dem Kinn zuſammengeſteckt; die grauen Haare waren glatt geſcheitelt, die Hände über der Bruſt gekreuzt und mit einem Roſenkranz umwickelt.

Die Wacht am Sorge hielt die Tochter der Verſtorbenen, ein nach dörflichen Begriffen altes Mädchen. Dreißig Jahre der Entbehrung und der Arbeit wägen ſchwer; aber ſie ſchien ihre Laſt nicht zu fühlen. Eine trotzige Leidensfreudigkeit ſprach aus ihrem dunkeln, noch ſchönen Geſichte; ihre Geſtalt war ſchlank und geſchmeidig geblieben.

Die Arme um die Kniee geſpannt, ſaß ſie auf einem Bänkchen neben der Todten, legte von Zeit zu Zeit den Kopf auf die Kante des Sarges, ſchloß die heißen, trockenen Augen und murmelte ein Gebet.

Aus der Ferne drangen zwölf ſchwache Pfiffe; der Nachtwächter zeigte die Mitternachtsſtunde an. Im Stalle des nächſten

Hause an, und im nächsten Augenblick trat Georg Huber über die Schwelle.

Er war groß und breitschulterig und hatte einen kleinen Kopf und ein hübsches Gesicht mit niedriger Stirn und schlanker, gerader Nase. Seine blauen, ein wenig vorstehenden Augen schauten unsicher und betroffen drein; trotzdem aber nahm er sich aus recht wie ein Herr in seinen städtischen Kleidern, und seine neuen Stiefel knarrten gar vornehm.

Die Pelzmütze lüftend, grüßte er die Todte, vermied jedoch, sie anzusehen und brachte ein halb unverständliches: „Wünsch' guten Abend, Anna," hervor. Die Zunge schien ihm schwer im Munde zu liegen, seine Oberlippe zuckte unter dem Schnurrbärtchen, seine Rechte schob die Mütze weit zurück

ins Genick. „Guten Abend, Anna," wiederholte er.

Sie runzelte die Stirn, warf einen Blick voll feindseligen Erstaunens auf ihn und blieb stumm.

Der wenig Beredsame mußte von Neuem beginnen: „Dich wundert's, daß ich komm'. Ich komm', weil ich gehört hab', daß sie" — er deutete auf die Todte — „mir verzieh'n hat, eh' sie g'storben ist."

„Wer hat Dir das g'sagt?" fragte Anna; heiß aufwallender Unwille trieb ihr das Blut in die Wangen.

„Der Herr Pfarrer hat mir's g'sagt, und Dir kann's recht sein," antwortete Georg und nahm, ohne ihre abwehrende Bewegung zu beachten, Platz auf dem Bette, das unter seiner Wucht erzitterte und

ſtöhnte. „Ich komm' auch," begann er wieder, da ſie in ihrem düſteren Schweigen verharrte, „weil Du ganz allein die Todtenwacht halt'ſt. Die alten Weiber laſſen ſich nicht ſeh'n, wenn man keinen Branntwein zahl'n kann."

„Wenn ich ſie eing'laden hätt', wären ihrer gekommen mehr als g'nug. Aber ich hab' die letzte Nacht allein bleiben wollen mit meiner Mutter. In ein paar Stunden kommen's ohnehin und tragen ſie mir weg."

Er verſtand den Wink nicht, er blieb ſitzen. Nach einer Weile mahnte ihn das Mädchen: „Bet' ein Vaterunſer und geh'."

Er verſchränkte die Finger, betete halblaut und ſagte am Schluſſe: „Gott hab' Euch ſelig, Mutter Thereſ'."

Der Nachtwächter kam jetzt auf ſeiner

Runde in die Nähe des Hauſes, entlockte ſeinem Pfeifchen einen langgezogenen Ton, ging vorbei und pfiff wieder: Ein Uhr.

Georg traf noch immer nicht Anſtalt zum Aufbruch. Er hatte ſich tief gekrümmt, die Ellbogen auf die ausgeſpreizten Kniee, das Geſicht in die gefalteten Hände gelegt und rührte ſich nicht.

„Du ſchlafſt!“ rief das Mädchen ihn endlich an. „Geh' nach Haus ſchlafen.“

„Ich ſchlaf' nicht,“ ſagte er, ohne ſeine Stellung zu verändern; „ich denk' an Deine Mutter. Ich denk', wie ſie mir gedroht hat: Wenn ich vorm lieben Herrgott ſtehen werd', werd' ich Dich bei ihm verklagen. Sie thut's aber nicht.“

„Sie hätt' Wort halten ſollen, ſie hätt' Dir nicht verzeihen ſollen; ſie war zu gut,

viel zu gut, übergut!“ ſprach Anna dumpfen Tones.

Georg hob ein wenig den Kopf und warf einen halb kecken, halb ſcheuen Blick auf ſie: „Du meinſt halt, grad ſo wenig hätt' ſie mir verzeihen ſollen, wie Du mir verzeihſt. Wirſt aber ſchon, wenn Du hörſt, mit was für Gedanken ich herkomm'.“

Sie verzog den Mund zu einem verächtlichen Lächeln; auf eine andere Antwort wartete Georg umſonſt und mußte, um das Geſpräch nicht ganz fallen zu laſſen, wieder beginnen:

„Der Herr Pfarrer meint; wenn er's aber auch nicht meinen möcht', ich mein's von ſelbſt.“

„Ich mein' auch was,“ unterbrach ſie ihn: „Daß Du daher nicht g'hörſt; auch

wenn ſie Dir zehnmal verzieh'n hätt', hättſt nicht da zu ſitzen. Geh'."

„Weil ich jetzt bleiben möcht'," erwiderte er grollend, „heißt's: Geh! Und ſo warſt immer. Alle Schuld liegt auch nicht an mir; Du biſt böſ' g'nug."

„Du haſt mir's nicht vorzuwerfen, Du nicht! War ich's denn? Nein. Ich bin's durch Dich worden."

„Natürli!" höhnte er. „Alle Schuld wird immer auf mich g'wälzt. Durch mich allein biſt böſ' worden, durch Andre nicht; am wenigſten ſchon durch Dein' Vatern."

Sie war wild aufgefahren, warf einen Blick auf die ſtille Frau im Sarg und bezwang ſich. — „Ausg'ſtanden hab' ich g'nug durch ihn, böſ' bin ich durch ihn nicht g'worden," ſagte ſie. „Was Dein Vater

thut, muß Dir recht ſein, hab' ich immer von der Mutter g'hört, und vom Herrn Pfarrer: Was der liebe Gott thut, muß uns recht ſein. Ob alſo der Vater dreing'ſchlagen hat oder der Blitz, etwas Anderes als: Duck Dich! iſt mir zuletzt dabei nicht mehr eing'fallen. Eine Heimſuchung vom lieben Gott iſt das, einen Lumpen zum Vater zu haben, der Alles verthut, einem das Dach überm Kopf verſpielt und die Kleider vom Leib' . . ."

„Eher noch, weißt noch damaln," fiel ihr Georg mit naiver Schadenfreude ins Wort, „das Kleid mit die rothen Tupfen?"

„Mit die rothen Tupfen . . . das war was! Und dazu Dein ewig's Frozeln: Du haſt ja ſo ein ſchönes Kleid kriegt, wo is denn? Hebſt Dir's auf, auf den Sonn-

tag? Ich hätt' von ſelbſt nicht mehr d'ran gedacht, Du haſt mich immer g'mahnt ... Auch jetzt mahnſt mich wieder ..."

Sie ſchwieg, ſie ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken. Die Erinnerung an eine der kläglichſten Begebenheiten in ihrem kläglichen Kinderleben tauchte wieder auf. Bild an Bild zog vorüber, deutlich zum Greifen.

Da ſtand ſie eines Winterabends mit anderen armen Kindern in einem großen, herrlichen Saale. Unzählige Kerzen brannten, es war hell und warm wie im Himmel. Und Sachen gab es auf einem Tiſch ausgebreitet und aufgeſtellt, daß Einem die Augen übergingen und das Waſſer im Munde zuſammenlief. Anna's Blicke wanderten verzückt umher und blieben plötzlich wie gebannt auf einem Kleide haften — ein Bild von einem

Kleide, heute noch hätte ſie's malen können. Es war grau und ganz beſät mit rothen Tupfen, nicht größer als Grieskörner, und das Leibchen hatte eine ſchmale, kirſchrothe Einfaſſung und die Schürze einen kirſchrothen Saum und wirkliche Taſchen, und aus der einen guckte ein Tüchlein heraus mit rothen Tupfen, und die waren linſengroß.

„Du lieber Gott, was bliebe Einem noch zu wünſchen übrig auf der Welt, wenn man dieſes Kleid hätte, dieſe Schürze, dieſes Tüchlein?" fragte ſich das Kind und gerieth vor lauter Nachdenken, Staunen, Bewundern in einen Zuſtand des wachen, wonnigen Traumes. Jedes Wunder paßte in den hinein, und das lieblichſte begab ſich. Eine feine Hand legte ſich unter Anna's Kinn

und bog ihren Kopf ſanft zurück, und die Augen des kleinen Mädchens erhoben ſich und begegneten einem Paar großer, tiefdunkler Augen voll unſagbarer Güte und unendlicher Traurigkeit.

Das waren die Augen der einſamen Schloßbewohnerin, der vielverehrten und vielbedauerten „Comteß", der armen Reichen, die ſo ſchweres Herzeleid erfahren hatte und langſam hinſchwand und ſich zu Tode kränkte.

„Du Kleine," ſagte ſie, und ihre liebreiche, etwas verſchleierte Stimme klang wie gedämpfte Muſik, „dieſes Kleid gefällt Dir. Schau nur, wie gut ſich das trifft, ich hab's für Dich genäht. Nimm, es iſt Dein, nimm auch die Stiefelchen und das Tuch. — Nun, Annerl, ſo nimm!"

Aber Annerl rührte ſich nicht; ſie fürch-

tete, durch ein Wort, eine Gebärde den holden Traum zu zerstören, von dem sie sich befangen wähnte.

Da nahm die Comteß ein großes, weiches Umhängetuch vom Tische und wickelte das ganze Kind vom Kopf bis zu den Füßen hinein. Sie zog seine Aermchen unter dem Tuche hervor und belud sie mit einem Paar warmer, roth gefütterter Stiefel und mit dem von Annerl eben noch gleich einem Märchenbilde angestaunten Kleide. Die Kleine hatte Alles geschehen lassen und war stumm geblieben. Jetzt brachen zwei Worte voll des Jubels über ihre Lippen: „Die Mutter!“

Was wird sie sagen, die Mutter, die immer stopft und flickt an des Töchterleins altem „G'wandl“ und gestern erst bitterlich

geweint hat, weil ihr das morſche Zeug unter der Nadel zerfiel — was wird ſie ſagen?

Die Kleine war blaß geweſen vor innerſter Erregung, auf einmal ſchoß ihr das Blut ins Geſicht, ſie wandte ſich und lief davon. Vergeblich wurde ihr nachgerufen: „Warte, Du bekommſt noch mehr!“ Sie lief und lief. Hinter ihr ſchallte das Gelächter und Geſchrei der anderen Kinder. Der Lichterglanz des beleuchteten Schloſſes, der ſie noch eine Weile begleitet hatte, erloſch; ſie preßte ihren Schatz an die Bruſt und gar oft an den Mund und rannte weiter in die Nacht hinein, längs der Gartenmauer ins Dorf, von dem Gedanken an die Mutter getragen wie von Flügeln.

Der kürzeſte Weg führte am Wirths-

hauſe vorbei; den ſchlug ſie ein. Wüſter Lärm ſchallte ihr entgegen; es gab wieder Streit in der Schänke. Ein Raufbold oder ein Lump mit leerer Taſche wurde hinausgeworfen. Jetzt ſtand er unter der Laterne vor der Thür, und voll Schrecken erkannte die Kleine: „Das iſt der Vater!“

Es überrieſelte ſie bei dem Gedanken an die Gefahr, der ſie ſich mit jedem Schritte näherte, und doch lief ſie weiter; ihr fiel gar nicht ein, daß ſie gut thäte, die Dorfſtraße zu vermeiden, um die Ecke zu biegen und auf dem Feldwege nach Hauſe zu eilen. Nur vorbeihuſchen an dem Schimpfenden, Fluchenden, bereits ſehr Angetrunkenen wollte ſie. Sie lief nicht mehr, ſie ſchlich langſam und leiſe, drückte ſich an die der Schänke gegenüberſtehenden Häuſer, hoffte

ſchon glücklich zu entkommen im Schutze der Dunkelheit. Faſt auch wäre es gelungen, wenn nicht ihr Freund, der Spitz des Wirthes, die Nähe ſeiner Spielgefährtin witternd, mit lautem Freudengebell auf ſie zugeſprungen wäre. Sie wich zurück, ſie flüſterte ihm zu: „Still, Spitzerl! ſtill, du liebes dummes Thier!“ — Der Spitz trieb es je toller, je ängſtlicher ſie ihn abwehrte, und nun rief auch ſchon der Vater herüber, ſtreitluſtig wie immer bei halb gelöſchtem Durſte:

„Wer geht da, wer hat da zu gehen?“

Sie gab keine Antwort, ſie ergriff die Flucht und der Hund bellte und ſprang, und der Vater ſtolperte ihr nach und hatte ſie bald eingeholt mit ſeinen langen Beinen. Das Tuch war ihr vom Kopfe herab-

gerutſcht, er erwiſchte und zerrte ſie an ihrem dichten Zopfe.

„Ich bin's, Vater, um Gotteswillen, laßt mich," ſchrie ſie auf und wehrte ſich, als er an dem Pack, den ſie trug, gierig herumtaſtete.

„Was haſt da? haſt was g'ſtohlen?"

„Bekommen hab' ich's! mein iſt's, mein!"

„Her damit! Ich leid' nicht, daß was g'ſtohlen wird. Ich bin ein ehrlicher Menſch. Her mit dem G'ſtohlenen!"

Er wollte Alles auf einmal nehmen, aber das gelang ihm nicht. Sie kratzte und biß und vertheidigte jedes einzelne Stück ihres köſtlichen Eigenthums mit verzweifeltem Muthe. Aus den Händen, aus den Zähnen mußte der Vater es ihr reißen und that's, und als ſie ſich an das Letzte,

das er ihr abrang, das große Tuch, festklammerte und im Kampfe niederfiel, schleifte er sie unbarmherzig hinter sich her, bis ihre Kraft versagte und sie das Tuch fahren ließ. Blutend und zerschlagen richtete sie sich auf die Kniee auf, streckte den Hals und schaute. Der Vater stand wieder unter der Laterne vor dem Wirthshause, klopfte an und rief mit dem Selbstbewußtsein eines Capitalisten:

„Heda, Jud', abrechnen! Ich bring' was! Ich bezahl'!"

Man öffnete, man ließ ihn ein, den Dieb und Räuber! Annerl stürzte ihm nach, sie schrie sich heiser, stieß dem Vater abgelernte Flüche hervor, polterte in sinnloser Wuth mit ihren kleinen Fäusten an die Thür, bis sie endlich aufging und ein

Fußtritt, gut gezielt, einer von der wohlbekannten Art, das Kind zum Schweigen brachte. Aber nicht zum Weichen. Annerl blieb auf der Schwelle ſitzen, an der Unglücksſtätte, wo ihr höchſtes, noch kaum genoſſenes Gut verſchachert wurde. Empörung kochte in ihrem Herzen; ihr verzweiflungsvoller Schmerz ſchrie zum Himmel aus ihrem leiſen Weinen, ihrem unterdrückten Schluchzen und wurde nicht gehört, nicht damals — und nie!

Erinnerungen ohne Zahl brachen über ſie herein in dunkel wogenden Fluthen. Sie preßte die Hände an ihre Stirn und an ihre Schläfen:

„Du haſt's anders gehabt, Herr Jeſus, wie gut haſt Du's gehabt," ſprach ſie tief aufſeufzend, „und wie haſt Du mich drum veracht'!"

Er proteſtirte ziemlich lau: „Was Dir einfallt — veracht' . . . Warum denn?"

„Frag' nicht, was Du weißt. Weil Du reich warſt, und weil ich arm war, darum. Weil Du in Stiefeln gegangen biſt von klein auf und ich bloßfüßig gelaufen bin. Weil Deine Kleider ganz waren und die meinen zerlumpt. Weil Du immer ſatt warſt bis daher" — ſie legte den Rücken der flachen Hand an den Hals — „und ich immer ausg'hungert . . . ſo ausg'hungert — daß ich . . . Heut' noch, wenn ich's denk', ſchäm' ich mich in die Haut hinein . . ."

Sie lächelte mit zuckenden, ſchmerzvoll verzogenen Lippen:

„Daß ich aufgepaßt hab' jeden Nachmittag, ob Du herauskommſt mit Deiner

Jauſen. Du richtig gekommen, und ich gewartet und gehofft, jetzt und jetzt krieg' ich einen Brocken; und Du hineingebiſſen in Dein Butterbrot, das dick beſchmierte, und g'ſchmatzt und herumg'ſchaut, wer Dich bewundert, daß Du ſo reich biſt und eſſen kannſt, ſolang' Dir's ſchmeckt. Wenn ich das denk'! Ich aber bin g'ſtanden und hab' mich nicht g'rührt, bis Du g'nug und überg'nug g'habt haſt und den lumpigen letzten Biſſen übern Zaun hing'worfen haſt auf die Straß'n. Der war für mich! über den bin ich herg'fallen wie ein hung'riger Hund . . . Weißt noch?" fragte ſie und maß ihn mit ruhigen Augen, in denen es blinkte, kalt wie Eis und unerbittlich wie Haß. „Ich weiß, und wenn ich mich drauf b'ſinn', gibt's auf der weiten Welt unter

die vielen schlechten Leut' nicht zwei, die mir so völlig z'wider sind wie Du und wie ich mir selber."

Er war ein wenig verlegen worden und versetzte: „No ja, wir sind halt Kinder g'west. Kinder sind alleweil ungut."

„Daß ich nicht wüßt'. Und Du hast zur Ungutheit schon gar keine Ursach' g'habt. Aber grad wenn ein'm zu viel Gut's g'schieht, thut man nix Gut's. Deine Eltern waren brav und haben sich geplagt von früh bis Abends für Dich. Meine Mutter hat sich freilich auch geplagt, aber was hat's g'nutzt. Wenn sie fünfzig Kreuzer verdient hat, hat der Vater sechzig vertrunken . . ."

Sie hielt inne, sann nach und fuhr dann eifriger und rascher fort:

„Wie unſere Eltern ſich da angebaut haben an der Straß'n, da war, ſo heißt's, unſer Haus das ſchönere, und das Feld war dabei, das meiner Mutter g'hört hat — g'hört und nicht g'hört, denn was g'hört Einer, die einen Lumpen zum Mann hat? — das Feld, auf das Dein Vater immer neidiſch war."

„Neidiſch?" rief Georg, „nit im Traum."

„Warum denn nicht? Er hat's ſein dürfen; das Feld is dernach. Du weißt am beſten, was 's werth is."

„Was 's werth is, is werth, und das hat mein Vater dafür 'geben und hat's auszahlt bei Heller und Pfennig."

„Ich ſag's auch nicht anders. Ich ſag' Dein Vatern nix Schlecht's nach. Ich

hab' ihn gern g'habt, er hat mich oft in Schutz g'nommen, wenn Du gedroht haſt, Du wirſt mir's ſchon zeigen, ich ſoll nur probiren zu raufen mit Einen, der ſo is wie Du, der ſo eine Kraft hat wie Du."

„Ja, Schläg' g'nug hab' ich Deinetwegen kriegt."

„Haſt auch alleweil mit Steinen nach mir g'worfen."

„Und Du vielleicht nicht nach mir?"

„Schon auch. Aber ich hab' g'fehlt, und Du haſt getroffen. Das war der Unterſchied."

Georg ſchmunzelte wohlgefällig: „Schon gar damal'n," ſprach er, mit dem Zeigefinger eine Stelle an ſeiner Stirn bezeichnend, an der die ihre ein Mal trug, röthlich und ſpitz zulaufend wie ein Flämmchen.

„Grad das hat mir nix g'macht," entgegnete sie. „Nur was vorhergegangen is, Deine Bosheit, garstiger Bub', der Du g'wesen bist. Nix hast mir gegönnt. Die liebe Sonn' hättst mir verhängt mit einem Kotzen, wenn Du gekonnt hättst. Dein weißes Katzerl, nicht einmal anschau'n hab' ich's dürfen, wie wenn ich ihm was wegschau'n könnt', so hast Du's g'trieben."

Auch diese Erinnerung an seine kindlichen Großthaten ergötzte ihn: „So hab' ich's 'trieben?" fragte er.

„Da hat sie einmal mit einer Nuß g'spielt; das war zum Lachen. Immer drauf mit der Pfoten, und die Nuß weggekugelt, und das Katzerl einen Satz g'macht, ihr nach, und ein G'sicht, wie wenn sich's denken möcht': Was bist denn? bist am

End' lebendig? biſt am End' gar eine Maus? — Ich g'lacht, daß ich mich g'wunden hab', und höher hinaufgekraxelt auf unſern Zaun und mich g'ſtreckt, daß ich nur gut ſeh'. — Herr Jeſus! da ſtehſt auf einmal Du hinter Dein'm Zaun und ſchreiſt mich ganz pamſtig an: ‚Was ſchauſt? haſt nit zu ſchaun! Schau nit!' und ich ärger' mich: ‚Dummer Bub, jetzt juſt!' und ſeh' noch, daß Du den Arm hebſt, und dann ſeh' ich nix mehr, fühl' nur, daß mir was Warmes über mein G'ſicht lauft, und daß ich hinfall' wie ein recht Müdes in ſein Bett."

Georg ſtrich ſich ein paarmal über den Kopf mit ſeiner flachen Hand. Er erinnerte ſich noch recht gut, wie ihm damals zu Muthe geweſen war nach jenem Steinwurf,

als es drüben unheimlich ſtill wurde, und er gerufen und keine Antwort bekommen und nichts anderes geglaubt hatte, als daß ſie etwas beſonders Tückiſches gegen ihn ausheckte. Er war auf dem Bauche über die Straße gerutſcht und hatte durch eines der vielen Löcher im Zaune des Nachbars unten durchgeguckt. Da hatte er die kleine Anna liegen geſehen, regungslos, blutüberſtrömt, und vor Entſetzen über den Anblick den Kopf verloren und ein Geſchrei erhoben, daß die Leute zuſammenliefen: „Sie is todt! Anna is todt, ich hab' ſie todt g'macht!“

„Das war weiter kein Schrocken,“ ſchloß er, und ſie ſprach:

„Wenn's nur wirklich ſo g'weſen wär', wenn Du mich nur wirklich todt g'macht

hättſt damal'n, Du hättſt mir ſpäter das viel Aergere nicht anthun können . . ." Die Stimme wollte ihr verſagen, ſchwer athmend fuhr ſie fort: „Wenn das meine Mutter g'wußt hätt'! . . . Aber ſie hat's nicht g'wußt, ich hab' ihr's nicht ſagen können, die Scham hat mir's Wort in der Kehl'n zuſammeng'würgt . . . So is 's auf mir ſitzen blieben wie ein Mühlſtein. Ich hab's g'ſchleppt durch mein ganzes Leben. Wie mich Jemand ein biſſel lang ang'ſchaut hat, is mir's wie Feuer zum Kopf g'ſtieg'n: Meinſt vielleicht das? Aufſchrein hätt' ich mögen: Menſchen, Menſchen, glaubt's nix Schlecht's von mir, ich bin nicht ſchlecht! . . . Verkriechen hätt' ich mich mögen, ſo tief, ſo weit, daß keine Seel' mir hätt' nachkommen können . . .

Was hätt' ich nicht alles anfangen mögen? O mein Heiland, der Du für uns g'litten haſt, mir haſt nix wegg'litten, mein Theil is ganz übrig blieb'n!"

„Was für ein G'red, dös g'hört ſi nit, ſo ein G'red," ermahnte Georg, und das Mädchen brach aus:

„Dir war's freilich recht, daß ich g'ſchwiegen hab', und am liebſten wär's Dir, ich ſchweiget noch. Aber nein! Einmal ſag' ich's, jetzt ſag' ich's meinem alten, lieben, kleinen Mutterl, weil ſich's drüber nicht mehr zu Tod' kränken kann und mich doch hört vom Himmel aus, in den's auf-g'fahr'n is! . . . Hör' mir zu, Mutter, und klag's dem allgerechten Herrgott, bei dem Du biſt."

„Gib Ruh mit die alten G'ſchicht'n!"

rief Georg; ſie aber legte die Hand auf das Haupt der Todten:

„Ihr ſind's nicht alt und mir auch nicht. Immer neu, immer brechen die verſteckten Wunden auf, und einmal ſolln's ausbluten!"

Halb flehend, halb befehlend ſtieß er hervor: „Sei ſtill!"

„Aha, jetzt wird ihm bang'! — Wär' Dir lieber damal'n bang' worden. Aber vor der Sünd' fürchtſt Dich nicht, nur vor der Straf', und das is ſo gar dumm, denn die Sünd' muß nicht ſein, aber die Straf' muß ſein und is! da verlaß Dich drauf!"

„Gib Ruh'!" wiederholte er. Seine Augen, die bisher die Todte ſcheu gemieden hatten, richteten ſich flüchtig auf ſie; ihm war, als runzle ſie die Brauen —. „Was

ich g'fehlt hab', mach ich wieder gut," murmelte er.

„Meinſt denn, das geht? 's geht nicht! B'ſinn Dich und dann ſag', ob ſo was zum Gutmachen is. B'ſinn Dich, wie Du mir in den Weg getreten biſt droben im Wald auf dem einſamen Fußſteig . . ." Sie beugte ſich, ſie ſuchte ſeinen Blick, der dem ihren auswich, feſtzuhalten. — „Abend is g'weſen und doch noch ſchwül zum Erſticken, und ich bin aus der Arbeit gegangen und war müd'. Auf einmal ſtehſt Du da. Haſt mir g'wiß aufgepaßt?"

„Nein!" unterbrach er ſie, „das is mir bei Gott nit eing'fallen."

„Du biſt von einer Hochzeit gekommen und warſt luſtig und aufg'legt zu jeder Nixnutzigkeit und haſt mich ſo freundlich

ang'ſchaut und ang'redt wie Dein Lebtag nicht."

„Wirſt mir das auch noch vorwerfen? Ich hab' Dich ang'ſchaut, weil ich mir denkt hab: So arm ang'legt, wie's is, is ſchöner als Andre im größten Putz."

Sie ſchüttelte den Kopf: „Angetrunken wärſt g'weſen, wenn Du ſo was g'funden hättſt. Du warſt aber nicht angetrunken, und auch ich hab' meine fünf Sinn' bei einander g'habt und weiß heut' noch jeden Gedanken, der mir damal'n durch den Kopf gegangen is. Daß D' ja im Grund' kein übler Burſch biſt, daß ich Dich nur noch nie drauf ang'ſchaut hab', und daß D' auch nicht böſ' biſt gegen wen Andern, außer grad gegen mich. Allerhand, was ich Dir angethan hab', hat mich g'reut. Sogar leid

haſt mir gethan, weil ich ſchon als Kind g'lernt hab': Eher geht ein Kameel durch ein Nadelohr, als ein Reicher durchs Himmelsthor. Und wie Du ſo gut und herzlich mit mir g'ſprochen haſt, is mir ganz merkwürdig worden — völlig mit Dir ausg'ſöhnt. Was liegt dran, wenn man als Kind noch ſo viel mit einander g'rauft hat, hab' ich mich g'fragt. Später kann man doch gut werden. Wer weiß, vielleicht erſt recht. So bin ich halt ſteh'n blieben und hab' Dir zug'hört und mir erzählen laſſen von der Hochzeit. Ein Reicher hat eine Arme g'heirath, ſie haben einander gern gehabt und waren glücklich und froh. Und haben's nicht erwarten können, daß die Gäſt' fortgeh'n, damit ſie allein bleiben und ſich in die Arm' fallen und küſſen können nach Herzensluſt,

und haſt mir zeigen wollen, wie? Im Spaß nur haſt mir's zeigen wollen . . . O Herr Jeſus, das war ein Spaß! . . . Was Du wirklich im Sinn g'habt haſt, bei Gott und der allerheiligſten Jungfrau Maria, is mir nicht eing'fallen. Wie hätt' ich mir vorſtellen ſollen, daß Du willſt, was ſich nur Einer verlangt, der Einen gern hat?"

„Ich hab' Dich auch gern g'habt, ſchon lang', ſchon immer, ich hab' Dir's nur nicht zeigen wollen, daß Du Dir nix einbild'ſt," erwiderte er. „Du warſt mir lieber, wenn Du noch ſo fuchtig g'weſen biſt, als die Andern, wenn's mir ſchön g'than haben."

„Geh! Geh!" rief ſie aus und ballte die Fauſt gegen ihn. „Damal'n haſt Dich an mir verſündigt, ſchrecklich, fürchterlich . . . nicht zum Sagen! Juſt wie ich Vertrauen

haſt mir gethan, weil ich ſchon als Kind g'lernt hab': Eher geht ein Kameel durch ein Nadelohr, als ein Reicher durchs Himmelsthor. Und wie Du ſo gut und herzlich mit mir g'ſprochen haſt, is mir ganz merkwürdig worden — völlig mit Dir ausg'ſöhnt. Was liegt dran, wenn man als Kind noch ſo viel mit einander g'rauft hat, hab' ich mich g'fragt. Später kann man doch gut werden. Wer weiß, vielleicht erſt recht. So bin ich halt ſteh'n blieben und hab' Dir zug'hört und mir erzählen laſſen von der Hochzeit. Ein Reicher hat eine Arme g'heirath, ſie haben einander gern gehabt und waren glücklich und froh. Und haben's nicht erwarten können, daß die Gäſt' fortgeh'n, damit ſie allein bleiben und ſich in die Arm' fallen und küſſen können nach Herzensluſt,

und haſt mir zeigen wollen, wie? Im Spaß nur haſt mir's zeigen wollen . . . O Herr Jeſus, das war ein Spaß! . . . Was Du wirklich im Sinn g'habt haſt, bei Gott und der allerheiligſten Jungfrau Maria, is mir nicht eing'fallen. Wie hätt' ich mir vorſtellen ſollen, daß Du willſt, was ſich nur Einer verlangt, der Einen gern hat?"

„Ich hab' Dich auch gern g'habt, ſchon lang', ſchon immer, ich hab' Dir's nur nicht zeigen wollen, daß Du Dir nix einbild'ſt," erwiderte er. „Du warſt mir lieber, wenn Du noch ſo fuchtig g'weſen biſt, als die Andern, wenn's mir ſchön g'than haben."

„Geh! Geh!" rief ſie aus und ballte die Fauſt gegen ihn. „Damal'n haſt Dich an mir verſündigt, ſchrecklich, fürchterlich . . . nicht zum Sagen! Juſt wie ich Vertrauen

g'faßt hab', juſt wie ich g'meint hab': ſo arg böſ' is er doch nicht, biſt über mich herg'fallen wie ein wildes Thier, daß ich mir nicht hab' helfen können, mich nicht hab' retten können vor Dir und Deiner Kraft, Deiner verfluchten Kraft, Verfluchter!"

„Hör' auf, hör' auf!" murmelte er, ſie ließ ſich aber nicht unterbrechen:

„Schandbub' Du, mit Deiner Kraft! O Jeſus! daß Eins ſich wehren kann, wie ich mich g'wehrt hab', und doch . . . Is das eine Gerechtigkeit? — Herr, mein Gott, für welche Sünd' haſt mich ſo g'ſtraft? Warum haſt Du das zug'laſſen?"

Georg wetzte auf ſeinem Platze hin und her, machte einen immer runderen Rücken und blickte zur Seite, indeß ſie fortfuhr:

„Weißt noch, wie Du mir am nächſten Tag wieder nachg'ſtiegen biſt und auch ſpäter die ganze Zeit, und wie ich mich hab' einſperren müſſen vor Dir, wenn ich allein war im Haus? Und wie ich mein Unglück erkannt hab', weißt noch, wie ich da gekommen bin und Dir's g'ſagt hab' und wie Du mich ausg'lacht haſt und mir ausg'wichen biſt von dem Tag? Und wie ich mir am End' keinen Rath mehr g'wußt und Deinen Vater um Hilf' ang'rufen hab', da hat er gleich ungläubig g'ſchmunzelt, und Du haſt Alles g'leugnet mir ins G'ſicht!"

Er griff ſich an den Kopf: „Ich hab' halt ſo viel Angſt g'habt vor mein' Vatern, er war gar ſtreng."

„Angſt? das gibt's, daß Einer ſo eine

Kraft hat und doch Angſt? Aus Angſt hat der Schandbub' g'ſagt: Ich weiß nix von ihr! . . ."

Sie preßte die Wange auf die Bruſt der Mutter: „Hörſt Du mich, ich ſchwör' Dir's, meine Hand liegt auf Dein'm Kopf, mein G'ſicht liegt auf Dein'm Herzen. Ich bin ganz unſchuldig g'weſen, Du kannſt auf mich herabſchau'n vom Himmel und brauchſt Dich nicht kränken. Thu's nur, ſchau' auf mich herab. Jetzt kann ich zu Dir ſprechen und werd' nicht einmal mehr roth. Wie Du g'lebt haſt, konnt' ich nur ſagen: 's is g'ſcheh'n, und der Georg hat's gethan. — Mehr konnt' ich nicht ſagen, und Du haſt g'ſehn, wie ich mich herunterkränk', und warſt voll Angſt, daß ich mir was anthu', wenn D' viel fragſt . . . Und der Vater,

der . . ." Sie hob den Kopf, verbiß ein Schimpfwort und ſprach mit bitterem Hohne: „Dem war's eher recht, er hat einmal einen ordentlichen Grund g'habt, mich durchzupeitſchen, und is dann gar nimmer aus'm Wirthshaus gekommen, wo er ſich Troſt g'holt hat für mein Unglück . . . Mein Unglück, das Der da verſchuldet hat . . . O Mutter!" brach ſie leidenſchaftlich aus: „einmal, ein einzig's Mal noch mach Deine Augen auf und ſchau Den an. Sieht er nicht aus wie's böſe G'wiſſen? Nimm Deine Verzeihung zurück und fluch' ihm, wie er's verdient!"

Er bückte ſich unwillkürlich unter der Verdammniß, die ſie auf ihn niederrief.

„Schweig' einmal," ſprach er. „Warum mußt mich ſo niederdonnern? Ich will

Alles gut machen, wie g'ſagt. Ich nehm' Dich. Ich hätt' Dich ſchon lang g'nommen, aber hatt's denn ſein können? Ich hab' warten müſſen, bis Dein Vater nimmer is. Wie der war, hätt' er uns an den Bettelſtab 'bracht. Dein Vater hat halt zu lang g'lebt."

Ganz verſunken in ihre Gedanken, hatte ſie ihn reden laſſen, ohne hinzuhören. Bei den letzten Worten wurde ſie aufmerkſam und nickte zuſtimmend: „Zu lang g'lebt, wie alle böſen Leut'. Dein Vater, der hat's g'ſchwinder g'macht, der hat ſich ganz ſtat wegg'ſtohlen, wie Du das Alter g'habt haſt, Herr zu ſein im Haus. O!" begann ſie nach kurzem Schweigen wieder, „nur ein paar Jahr früher, wenn der meine g'ſtorben wär', wir hätten uns hinaufbracht, meine

Mutter und ich. Wir waren fleißige Arbeiterinnen; um uns is immer ein G'riß g'weſen. Aber Elend und Noth und die letzte ſchwere Pfleg'! An der is die Mutter zu Grund' gangen. Den ganzen Tag ſchaffen, die ganze Nacht wachen, das hat ſie nicht ausg'halten."

Georg räuſperte ſich ſo gewiß ablehnend und überlegen: „No ja, freili. Jetztunter aber ſeins' beide todt, und ich nehm' Dich alſo. Der Herr Pfarrer verkündigt uns am nächſten Sonntag zum erſten Mal, und in drei Wochen hol' ich Dich zur Trauung. 's is höchſte Zeit, daß D' fortkommſt. Der Gerſthofer, der den Krempel" — er ſah ſich geringſchätzig um — „gekauft hat, kann's eh' nit erwarten, daß er leer wird, und daß er ihn niederreißen kann."

„Ich weiß ohnehin," erwiderte ſie. „Ich werd' ihm auch nit lang zur Laſt fallen. Meinen Mutterl geb' ich noch's G'leit, wenn ſie's hinaustragen — dann geh' ich; gleich vom Friedhof weg."

Ein Geflunker und eine Drohung erſchienen ihm dieſe Worte, und er brummte verdrießlich: „Such' Dir einen Andern, den D' zum Narren halten kannſt. Gehn wirſt? Wohin denn? Haſt keine Seel' auf der Welt, haſt nix und Niemanden."

„Da irrſt. Zwei gute Freund' hab' ich — die da!" Stolz und ſelbſtbewußt ſtreckte ſie ihre kräftigen Arme aus. — „So lang mich die nicht verlaſſen, bin ich nicht verlaſſen. Bei uns kommt, Gott ſei Dank, noch Jeder durch, der nix will und verlangt als Arbeit."

Er zuckte die Achſeln: „Was wirſt anfangen? In Taglohn gehn? Oder ſuchſt Dir 'en Dienſt?“

„Hab' ſchon einen. Heute Nacht ſchlaf' ich ſchon drüben in St. Egyden. Die Weberbäuerin, bei der ich im Sommer in Schnitt g'weſen bin, hat erſt geſtern wieder um mich g'ſchickt.“

„Und bei der ſtehſt ein?“

„Bei der ſteh' ich ein.“

„Ich gratulir'!“ rief Georg, „bei der wirſt's gut haben.“

„Wie ich's ſchon einmal g'habt hab'. Streng is ſie, das is wahr: was liegt mir d'ran? Ich bin ſelber ſtreng, und grad' deswegen haben wir uns ſo gut vertragen miteinander. Die Weberbäuerin is nur verſchrie'n, wie heutzutag' Jedes, das ver-

langt, daß ſeine Dienſtleut' ihre Schuldigkeit thun."

Georg hörte ihr aufmerkſam zu. Was ſie da ſagte, gefiel ihm über die Maßen; er ging ja ſeit einiger Zeit ganz im Stillen mit dem Gedanken um, einen Knecht aufzunehmen. Aber nicht nur, was ſie ſagte, ſie ſelbſt, das ſchöne, tüchtige, kreuzbrave Weib gefiel ihm, hatte ihm von jeher gefallen. Er hatte ſie einmal gern, lieber als alle Anderen zuſammen, die ſich um ſeine Gunſt bemühten; er war ſich's nie ſo deutlich bewußt geweſen wie in dieſem Augenblick, nie auch hatte ihre verächtlich herbe Art ihn ſo bitter beleidigt und gereizt. Aus dieſem Aneinanderprallen widerſtreitender Empfindungen entwickelte ſich in ihm ein heißes, heftiges Verlangen

nach dem Beſitze der — doch wohl nur zum Schein — ſeiner Bewerbung Widerſtrebenden.

„Mach ein End'!“ herrſchte er ſie an. „Dich zu bedanken haſt, nix Anderes. Ich nehm' Dich, wie D' biſt, Schulden wirſt ja keine haben,“ fügte er vorſichtshalber bei, beruhigte ſich aber ſelbſt: „Und wenn auch, viel wird's nit austrag'n. Was kriegt denn ein Arm's z' leihn?“

„Haſt recht,“ ſprach ſie. „Ob's aber jetzt ein Guldenzettel is oder ein Kreuzer, Dich trifft's nicht; ich nehm Dich nicht und nehm Dein Geld nicht.“

„Du nimmſt mich nicht? Für ſo dumm wirſt mich doch nicht halten, daß ich Dir das glaub'!“

„Ich ſeh' ſchon, Du haſt nit g'nug an

mein'm einfachen Nein," erwiderte ſie, wurde leichenblaß, und ihre Augen funkelten. Sie brachte die Worte Anfangs entſetzlich mühſam hervor, dann ſprach ſie raſch und leiſe, mit gewaltig niedergehaltenem und dennoch oft auflodernden Zorn und warf dabei jedes Mal einen ehrfurchtsvollen, um Verzeihung bittenden Blick auf die Todte.

„Weißt was? Wie das Kind gekommen is, das arme, unglückſelige, hab' ich, trotz Schand' und Allen, eine Freud' an ihm g'habt. Ich hab' nix, hab' ich mir gedacht, aber Dich hab' ich, und Dir zu Lieb' will ich leben und mich plagen, und meine Plag' ſoll von jetzt an meine Freud' ſein. Und mit jedem Tag is meine Lieb' zu dem armen Wurm g'wachſen und

g'ſtiegen. Aber es hat ſchon zu viel g'litten g'habt, bevor's noch g'wußt hat, was leiden heißt. Eh's Jahr um war, is g'ſtorben . . . Da liegt mein Mutterl auf dem Schragen, mein altes, liebes Mutterl, mein ganzes Inwendige is nur eine Wunden, und doch ſag' ich — wie mein Kind g'ſtorben is, war mir ärger, und ich hab' Gott verklagt: Haſt mir's gegeben gegen meinen Willen in Noth und Verzweiflung, und jetzt, nachdem's mein einzig's Glück worden is, reißt mir's weg. Unbarmherzig hab' ich ihn g'ſcholten, den Höchſten, vor dem ich heut' auf die Kniee fall' und zu dem ich ruf': Barmherziger! Allgütiger, Du weißt, was Du thuſt! Sei gelobt und geprieſen! . . . Du haſt mein Kind zu Dir g'nommen, es iſt ein Engel im Himmel,

Georg ſtieß einen wilden Schrei aus. „Fangſt ſchon wieder an mit Dein'm ‚Geh'! . . . Sei g'ſcheidt, ich rath' Dir's, ſonſt gibt's ein Unglück!"

„Droh' Du nur!" Sie zuckte verächtlich die Achſeln. „Todt g'macht werden bei der Leich' meiner Mutter, das wär' mir grad' recht."

Er griff ſich in die Haare, ſtöhnte und ſchnaubte:

„Ich hab' Dich aber lieb über Alles! Ich wär' glücklich, wenn ich Dich hätt'. Ich bitt' Dich, kniefällig bitt' ich Dich: ‚werd' wieder gut und werd' mein Weib'!"

„Ich kann nicht," ſprach ſie. „Jeder Biſſen, den ich aus einer Schüſſel mit Dir eſſen müßt', ſchwellet' mir im Mund; ich könnt' nicht ſchnaufen neben Dir, und viel

tauſendmal lieber ſterben thät' ich, als dulden, daß D' mir in die Näh' kommſt."

„Wird ſich ſchon geben, da is mir nit bang," erwiderte der Mann, und ein häßliches Lächeln bog ſeine Lippen.

Anna warf ihm einen Blick voll Verachtung und kühner Herausforderung zu: „Sie haben Ohren und hören nicht, hat der Herr Pfarrer neulich gepredigt. So Einer biſt Du. Geh'! wie oft ſoll ich's noch ſagen? Geh'!"

Georg ſprang auf. Lichterloh flammte Wuth ihm aus den Augen. Mit hoch erhobenen Fäuſten ſtürzte er auf die Närrin zu, die es wagte, ihn ſo zu reizen, und die jetzt, ohne ein Zucken, ohne einen Laut, ſeine drohende Gebärde mit einer kalt abwehrenden beantwortete.

Er ließ die Arme ſinken. In ihm war ein ſchwerer Kampf, ein Auf- und Abwogen der widerſprechendſten Gefühle. Plötzlich ſtürmten ſie über ihn herein und ergriffen ihn alle mit der gleichen Kraft. Dicht neben dem Sarge war er ſtehen geblieben, ſein Blick glitt unwillkürlich über die Todte. Ein Schauer durchrieſelte ihn, aber er wandte die Augen nicht ab. Es war kein Bild des Schreckens, zu dem er niederſah, es war ein verklärtes Bild der Duldung und Verſöhnung. Ein tiefes Rühren erwachte in ihm.

„Mutter Thereſ'!" ſchrie er auf.

Alle ſeine Härte war verſchwunden, zerſchmolzen, ſein ganzes ſtarres Weſen in Fluß gerathen. Wie niedergeworfen ſtürzte er auf ſeine Kniee und rief die Todte an.

„Mutter Thereſ', bitt's für mich! Ihr ſeid's ſo gut g'weſen und habt's mir, was Ihr g'wußt habt, verziehn. Verzeiht's mir auch das Andre. Ihr wißt's jetzt Alles, Ihr wißt's auch, wie gern ich die Anna hab'. Bitt's für mich, daß ſie mich nimmt. Ein Todtes kann ſich melden, meld't Euch, Mutter Thereſ', gebt's ein Zeichen von Euch, daß ſie weiß, 's is Euch recht, wenn ſie mich nimmt."

Er beugte ſich über die Leiche, er horchte, er blickte mit unausſprechlicher Spannung in ihr ſtilles Angeſicht. Aber das Zeichen, das er erflehte, blieb aus.

„Sie antwort' Dir nicht," ſprach Anna mit ernſtem Triumphe. „Sie rührt ſich nicht. Schau, wie ſich's nicht rührt, mein armes Mutterl, horch zu, wie's ſtill is,

es weiß ſchon, was gut is für mich. — Und jetzt —" Sie hielt einen Augenblick inne, dann ſetzte ſie gelaſſen hinzu: „Jetzt zwing' mich nicht, daß ich noch einmal ſagen muß, was Du nicht hören willſt. Ich möcht' die letzten Stunden allein bleib'n mit meiner Mutert."

Georg erhob ſich langſam; er begriff endlich, daß Alles aus und vorbei war.

Ein raſendes Schluchzen brach aus ſeiner Bruſt. Unſicher und fragend ſtreckte er dem Weibe ſeine Rechte entgegen. Mit abgewandtem Geſichte legte ſie die ihre hinein.

„B'hüt Dich Gott," ſagte er, und ſie antwortete:

„B'hüt Dich Gott!" ſo unwiderruflich abſchließend, mit einem ſolchen Ausdruck

ſeliger Erlöſung, daß dem hartnäckigen Werber der letzte Hoffnungsſchimmer erloſch.

Er entſchloß ſich denn, er ging; ſie hörte ihn über die Straße ſchreiten, die Thür des Gartengitters öffnen und ins Schloß werfen. Da athmete ſie auf und ſtieß ein freudiges „So!“ aus befreiter Bruſt hervor.

Der Nachtwächter war ſchlafen gegangen und hatte den Hunden die weitere Sorge für die Sicherheit des Dorfes überlaſſen. Fahl und kalt drang die Morgendämmerung durch die Fenſterluke, die Kerze erloſch und mit ihr der röthliche Schimmer und der letzte Schein von Leben auf dem Geſichte der Entſchlafenen. Anna blickte lange in

die theueren Züge. Unauslöſchlich ſollte die Erinnerung an ſie ſich ihr einprägen.

„So, mein Mutterl, ſo, jetzt haben wir beide Frieden,“ flüſterte ſie und küßte die Stirn der erlöſten Dulderin und küßte die heiligen Hände, die nur geruht hatten, um ſich zum Gebet zu falten oder um ſich zum Segen auf das Haupt der Tochter zu legen.

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co.
in Altenburg.

Inhalt.

Seite

Das Schädliche. Erzählung 5

Die Todtenwacht 195

PB-37376-SB
532-02
5-cc
B/T

[redacted]
39 29620

PT 1853 .A6 1894
Das Schadliche.
C.1
Stanford University Libraries
3 6105 037 729 584

PT
1853
A6
1894

Stanford University Libraries
Stanford, California

FEB 22 1974

Return this book on or before date due.